

und

Magazin von Alt und Jung



2. Ausgabe | 2. Februar 2013

Impressum**und Magazin von Alt und Jung**

2. Ausgabe, 2. Februar 2013

1500 Exemplare

ISSN: 2296-2093

Redaktionsadresse

und Magazin von Alt und Jung

Auf der Fluh 61

3622 Homberg

und.magazin@bluewin.ch

www.jung-und-alt.ch

Verein

und Magazin von Alt und Jung

Mattenstrasse 18 G

3600 Thun

Kernredaktion

Elias Rüeggsegger (Leitung)

Livia Thurian

Flavia von Gunten

Barbara Tschopp

Isabelle Schlatter (Fotoredaktion)

Layout & Bilder

Manuel Meister

Korrektorat

Irène A. Sprenger

Lotti Pfeiffer

Druck

RegioPrint, Steffisburg

nächste Ausgabe

6. Juni 2013

Redaktionsschluss

15. Mai 2013, 6:00 Uhr

facebook

facebook.com/undmagazin

Twitter

twitter.com/undmagazin

und abonnieren und unterstützen.**Ein Jahresabonnement für 20 Franken. Via Kontaktadresse gleich jetzt bestellen.**

und Magazin von Alt und Jung

Auf der Fluh 61

3622 Homberg

und.magazin@bluewin.ch

www.jung-und-alt.ch

und will den Jungen näher sein. Mit den sozialen Netzwerken Twitter und Facebook können Sie mit uns in Kontakt bleiben:**twitter.com/undmagazin****facebook.com/undmagazin**

Was sind soziale Netzwerke eigentlich? Lesen Sie mehr in der nächsten Ausgabe!

Finanzielle Unterstützung:

und Magazin von Alt und Jung

Mattenstrasse 18 G

3600 Thun

Raiffeisenbank Region Uetendorf – Thun

IBAN Nr. CH10 8086 7000 0067 5932 9

Konto: 30-23367-8

Hauptsponsor

Am Anfang stand die Idee für ein neuartiges Magazin im Rahmen einer Maturaarbeit. Heute existieren ein Verein und ein Team aus über 30 jungen und alten Redaktoren und Helfern. Wir sind beeindruckt! Als Hauptsponsor des Magazins beobachtet die **Raiffeisenbank Region Uetendorf-Thun** diese Erfolgsgeschichte mit viel Freude.

Raiffeisen Mitglieder geniessen exklusive Vorteile. Hier eine kleine Auswahl:



Bis zu 50% Rabatt auf Tickets:
raiffeisen.ch/memberplus



50% Rabatt auf Sonntags-Spiele
raiffeisen.ch/memberplus



Erleben Sie als Raiffeisen-Mitglied
die Schweizer Pärke zum halben Preis.

Wir beraten Sie gerne!

**Raiffeisenbank Region Uetendorf-Thun**

Geschäftsstellen in Thun, Uetendorf und Heimberg

www.raiffeisen.ch/uuetendorf-thun

RAIFFEISEN

Wir sind der Generationendialog

Alt werden wir alle. Die Frage ist nur wie.

Natürlich, möglichst selbständig, möglichst flexibel, eigentlich jung, das wollen alle bleiben. Für die 2. Ausgabe des Magazin «und» von Alt und Jung haben wir uns mit dem hohen Alter auseinandergesetzt. Dazu besuchten die Fotoredaktorin Isabelle Schlatter und ich das Alterswohn- und Pflegeheim «Magda» in Hilferfingen. Wir waren überrascht, dass die

meisten Menschen dort grundsätzlich zufrieden sind, wie sie leben – vielleicht auch, weil sie in ihrer Erinnerung leben.

Den Menschen, die bereits ein ganzes Leben hinter sich haben, gebührt in erster Linie Respekt. Ihnen sollten wir dankbar sein, für das, was sie während ihrer Arbeitszeit, aber auch einfach als Menschen, für uns geleistet haben. Auch all jenen, die tagtäglich in einem Heim ihrer Arbeit nachgehen, die alten Menschen pflegen, betreuen und mit ihnen Zeit verbringen, gebührt grosser Dank. Es darf nicht sein, dass die Alten bloss noch ein Kostenpunkt in unserem Gesundheitssystem sind. Die Menschen im hohen Alter sind wertvoll. Sie

tragen Erinnerung, Lebenserfahrung und viele Gefühle mit sich, von denen auch wir Jungen, wir als ganze Gesellschaft, profitieren könnten. Wenn wir uns mehr auf Menschen im Alter einlassen würden. Denn manchmal, und das haben auch wir bemerkt, ist der Kontakt mit den Greisinnen und Greisen schwer. Sie wiederholen vielleicht dreimal den

«Die Menschen im hohen Alter sind wertvoller.»

genau gleichen Satz. So müssen sich, davon bin ich überzeugt, auch die Alten auf die Jungen einlassen wollen. Sie sollen sich interessieren und an der heutigen Welt teilnehmen. Die ganze Geschichte über «die Welt der Alten» lesen sie ab Seite 8.



Mit «und» leisten wir einen Beitrag für den Generationendialog. Weil wir glauben und immer wieder erfahren, dass der

Austausch zwischen den Generationen bereichernd sein kann. So tauschen sich Barbara Tschopp und Sebastian Käser mit ihrem gemeinsamen Flair für Technik über die Energiewende aus, die «und», also Alt und Jung, unter Spannung setzt (ab Seite 20).

Mit der nächsten Ausgabe wollen wir übrigens eine Art Zwischenbilanz ziehen. Unser Thema dreht sich um die Vorurteile, die Alt und Jung über einander haben.

Wer weiss, vielleicht erweist sich für Sie bereits in dieser Ausgabe ein Vorurteil als falsch, das sie über die entgegengesetzte Generation hatten.

Unterstützen auch Sie «und», geben Sie dem Generationendialog eine Plattform.

Wir schreiben weiter...

redaktionelle Leitung:
Elias Rügsegger



«und» in dieser Ausgabe

Daheim

Ein Besuch im Alterswohn- und Pflegeheim

«und» die Magazinstory
Seiten 8-12



Grosis Bergtouren

Von Hünibach nach Zermatt, zu Fuss.

«und» die Reportage
Seiten 14 +15



Schön

Alt und Jung im Museum für Kommunikation

«und» die Begegnung
Seiten 4 + 5

Karin und Miriam kochen ein Käsesoufflé: «und» die Kochserie
Seite 6

Hofnarr watschelt ins Bundeshaus: «und» bringt Humor in die Politik
Seite 18

Die Energiewende und ihre Geschichte: «und» unter Hochspannung
Seite 20-21

Hansueli von Allmen, Thuns früherer «Stapi»: die Kolumne
Seite 7

Ein Tag im Leben eines Physikstudenten: «und» wie ist das?
Seite 19

Was passiert mit diesem Magazin? «und» das Forum
Seite 16-17



Vor ehemaligen Covers von Modezeitschriften: Andreas (72) und Sarah (20)

Bild: Isabelle Schlatter

Schönheit aus zwei Perspektiven

Andreas und Sarah haben sich für «und» auf den Weg nach Bern gemacht und gemeinsam die Sonderausstellung «Bin ich schön?» im Museum für Kommunikation besucht. Die Fotografin Isabelle begleitete sie dabei. Entstanden sind zwei Erlebnisberichte ganz unterschiedlicher Art.

Entspannter Nachmittag

..... Sarah Hämmerli (20)

Ein älterer Herr und eine junge Frau verbringen einen Nachmittag im Museum für Kommunikation in Bern. Das sind wohl Grossvater und Enkelin, die sich wieder einmal Zeit für eine gemeinsame Aktivität genommen haben, mögen sich die übrigen Museumsbesucher ausmalen. Ob es der jungen Frau Freude bereitet, mit ihrem Grossvater unterwegs zu sein? Würde sie ihre Freizeit nicht lieber mit ihren gleichaltrigen Freunden verbringen?

Diese Fragen sind berechtigt, treffen aber in unserem Fall nicht ins Schwarze. Ich bin Sarah, 20 Jahre

alt, Studentin an der Uni Bern. Er ist Andreas, 72 Jahre alt, seit kurzem Grossvater. Ich bin nicht seine Enkelin, auch nicht seine Verwandte. Vor einigen Monaten hat er mich gar nicht gekannt. Damals, als es das Magazin noch nicht gab, bei dem wir nun beide schreibend unsere Kreativität ausleben.

Clash der Generationen?

Wir sind sozusagen beruflich zusammen auf Museumsbesuch, wegen «und» und durch «und». Seit dem

ersten Redaktionstag haben wir uns gut verstanden. Jetzt wollen wir einmal gemeinsam kreativ sein. Die Ausstellung rund um Schönheit bildet dazu den Rahmen. Wir beurteilen den Klang verschiedener synthetischer Stimmen kritisch, stehen etwas schockiert vor einer lebensgrossen Frauensilhouette mit den Massen 90-60-90, führen uns im Nebenraum die ziemlich gegensätzlichen Kriterien zu Gemüte, die eine perfekte Kuh ausmachen, und lachen über die ausgestellten Schönheitspokale, besonders über den, welcher dem Mister Altenheim verliehen wird und für den sich Andreas spontan am ehesten als Anwärter sieht.

Tatsächlich könnten wir Grossvater und Enkelin sein. Wird es uns nicht

Die Ausstellung «Bin ich schön?» ist in Bern als gemeinsame Sonderleistung des Museums für Kommunikation (Helvetiastrasse 16, www.mfk.ch) und des Naturhistorischen Museums (Bernastrasse 15, www.nmbe.ch) bis am 7. Juli 2013 zu sehen. Öffnungszeiten, Eintrittspreise und Sonderangebote finden sich im Internet.

aussergewöhnlich vorkommen, gemeinsam unterwegs zu sein, zumal wir nicht einmal verwandt sind? Werden wir ganz verschiedene Ansichten zu den in der Ausstellung angesprochenen Themen haben? Wird der Generationenunterschied spürbar sein? Vor dem Museumsbesuch hätte ich diese Fragen wohl mit ja beantwortet. Ich war gespannt, wie es sein würde, wenn zwei Generationen ausserhalb der Verwandtschaft aufeinanderprallen. Das waren wir wohl beide. Fast sind wir etwas enttäuscht, denn es prallt nichts aufeinander.

Die Suche nach dem heraufbeschwörten Graben

Die Situation ist absolut natürlich, wir amüsieren uns, plaudern entspannt und finden beim besten Willen keine bahnbrechend divergierenden Meinungen und Ansichten, die man hätte auf den Generationenunterschied zurückführen können. Nicht einmal, als wir uns später beim Kaffee extra die Mühe machen, solche im Gespräch herauszukristallisieren. Einen Blick auf den Graben zwischen Alt und Jung, den die Gesellschaft so oft heraufbeschwört und thematisiert, erhaschen wir nicht. Anscheinend muss gar keine Brücke zwischen Alt und Jung gebaut werden, sondern es reicht schon, wenn sich Generationen gemeinsam auf den Weg machen. Am Ende des Nachmittages nehmen wir beide, nicht nur ich, der diese Rolle eigentlich doch viel mehr zustehen müsste, unsere Mobiltelefone aus der Jackentasche – ich ein Smartphone, er ein älteres und einfacher gestricktes Modell. Da hätten wir ihn ja, einen Unterschied.

Göttin ohne Chance

..... Andreas Andereg (72)

«Rund 3 Jahrhunderte lang galt sie als die schönste Frau der Antike: Aphrodite von Knidos. Heute hätte sie in einem Model-Casting keine Chance. Der berühmte griechische Bildhauer Praxiteles schuf die Statue im 4. Jahrhundert vor Christus. Modell soll ihm dazu die Hetäre Phryne gestanden haben. Sie muss eine ganz besondere Frau gewesen sein: blitzgescheit, steinreich und hochangesehen. In Athen wurde Phryne wegen Gotteslästerung vor Gericht

zitiert. Denn sie hatte es nicht bestritten, als von ihr gesagt wurde, sie sei schöner als die Schönheitsgöttin Aphrodite. Phryne liess vor dem hohen (Männer-)Gericht wortlos ihr Kleid fallen... und wurde freigesprochen!» Sensationell oder sensationell schön?

Eine Kopie der Statue ist in der Ausstellung zu sehen. Sie zeigt eine Frau, die sich eben ihres Badetuchs entledigt, um ins Wasser zu steigen. Böse Zungen behaupten, die Statue des Praxiteles sei nicht der Schönheit Phrynes wegen so berühmt geworden. Sie sei einfach die erste Frau der griechischen Welt gewesen, die man völlig nackt von allen Seiten gesehen habe.

In einem Model-Casting unserer Tage hätte die schöne Phryne keine Chance. Zu klein der Busen, zu füllig der Po. Sie entspricht nicht den Idealmassen 90-60-90 Zentimeter und die 180 Zentimeter Grösse liegen wohl auch nicht drin. Den Zahlen zum Trotz, Schönheit geht mit der Zeit. Wer erinnert sich heute noch an das Model «Twiggi»? Damals war flach Mode. Von diesem Ideal ist man heute wieder weit entfernt. Allzu Flaches wird mit Silikon oder Botox aufgepeppt, allzu Rundes dagegen abgesaugt.

Ist Schönheit nützlich?

Vermasste Schönheit hat mit Geschäft zu tun. Die Kleider, die durch die Models vorgeführt werden, müssen perfekt auf den Körper geschnitten sein. Das ist natürlich viel einfacher, wenn gewisse Standardmasse eingehalten werden.

Auch in der Braunviehzucht ist die Schönheit nützlich. Gerade Beine führen zu einem gesunden, leichten Gang (nützlich für die Alpfahrt). Ein gerader Rücken, ein straffes hohes Euter mit melkmaschinengerechten Zitzen, Körperformen, die ein leichtes Abkalben ermöglichen, sind gefragt. Und schon ist Schönheit punktierbar. Trotzdem gibt es gelegentlich subjektive Diskussionen zwischen Punkterichtern und Züchtern.

Schönheit auf Schritt und Tritt

Ein Blick in den Spiegel, ein Griff ins Haar, etwas Puder auf die glänzende Nasenspitze. Die Ausstellung zeigt, was Menschen früher und heute für

Schönheit aufwendeten. Stöckelschuhe für zu kleine Männer, Perücken für Kahle, eng anliegende Hosen für Schlanke mit Ausbuchtungen für Rundbauchige (siehe Wilhelm Busch). Auch Männer brauchen heute Idealformen: Waschbrettbauch und schmale Hüften. Teils hart antrainiert, teils mittels spezieller Nahrungsmittel angegessen oder weggehungert.

Lange diskutieren wir vor der Wand die Titelseiten der Modejournale aus den vergangenen 50 Jahren. Hier wird mir bewusst, wie anregend es ist, mit den beiden jungen Frauen in der Ausstellung zu sein. Idealmasse sind mir gleichgültig. Ich mag frohe strahlende Augen, heiteres Lächeln und sprühendes Leben. Trotz Miss- und Mister-Wahlen: Schönheit bleibt relativ. Zuletzt wollen mich Sarah und die Fotografin Isabelle als «Mister Altersheim» fotografieren. Trotz Bauch, beginnender Glatze und schlechter Haltung anworte ich: «Warum nicht?» und denke: «Schönheit kommt von innen – zum Glück.»

.....
Andreas Andereg (72)

«Ich geniesse das Tätigsein und freue mich am bunten Leben, gegenwärtig mit Schreiben und Theaterspielen.»

.....
Sarah Hämmerli (20)

«Momentan befinde ich mich in der privilegierten Situation, meine Arbeit als positiven Ausgleich zum Unialltag sehen und schätzen zu dürfen.»



Der edle Verwandte des Käsekuchens

Alt und Jung schwingen den Kochlöffel. Karin (73) und Miriam (18) im Dialog beim Zubereiten eines Käsesoufflés...

..... Karin Mulder (73)

..... Miriam Lenoir (18)

Es dunkelt bereits, als Miriam gegen 16 Uhr zu mir kommt. Nach einem wärmenden Tee machen wir uns in der Küche an die Arbeit. Miriam arbeitet geschickt, ist aber überrascht, dass ich die Zutaten direkt in die Pfanne gebe, sie hätte beim Abwiegen jedes Mal ein «Gefäss» benutzt.

Das Kochen habe ich mir weitgehend selber beigebracht, Tricks lernt man entweder von anderen, oder findet sie im Laufe der Jahre selber heraus. Mit meinen drei bis vier Jahren Kocherfahrung kann ich mit Karin nicht mithalten. Wisst ihr zum Beispiel, dass Eiweiß schneller steif wird, wenn man ein wenig Zucker oder Salz beifügt?

Ich habe das Rezept aus einem französischen Kochbuch übersetzt und dabei



Miriam (18) über Karin (73):

Manchmal bricht bei ihr der «Chef de Cuisine» durch.
Bild: Valerie Stoll

vergessen aufzuschreiben, dass die Milch langsam zugefügt werden muss. Miriam merkt das sogleich.

Ich rühre die Masse in der Pfanne, aber irgendwie ist da einfach zu wenig Flüssigkeit. Als mir Karin die Milch gibt, ist alles in Ordnung.

Zu zweit geht alles viel einfacher.

Aber zu zweit muss man sich auch mehr absprechen. Manchmal bricht in Karin der «Chef de Cuisine» durch.

Bald können wir das Soufflé in den Ofen schieben. Ein Chilisüppchen mit Kokosraspel als Entrée ist bereit, die Salatsauce kreieren wir nach Tagesgeschmack, decken schön den Tisch und warten auf Valerie, sie will die Fotos vom Soufflé für «und» machen. Man simst und telefoniert...

...hoffentlich kommt sie rechtzeitig. Inzwischen schaue ich in den Backofen, oh Schreck: «Das geht ja gar nicht auf!» Karin bewahrt die Ruhe.

Nach 30 Minuten ist das Soufflé drei Mal so gross und duftet. Wenn ein Soufflé erst einmal aufgegangen ist, kann man nicht lange warten. Valerie ist da, fotografiert und wir beginnen unser Mahl, denn Valerie und ich wollen noch zu Idomeneo. Das ist eine Oper von Mozart, die an diesem Tag im Kultur- und

Kongresszentrum Thun gespielt wird. Es wird eine sehenswerte Aufführung, zwar etwas altmodisch vom Thema her.

Das Soufflé schmeckte uns sehr gut. Käsesoufflé ist der edle Verwandte des Käsekuchens, der Geschmack nach Käse ist weniger stark, die Konsistenz leicht und luftig. Das Soufflé zergeht einem auf der Zunge. Es schmeckt sehr lecker, aber ich schlage noch eine neue Variante vor: ganz zum Schluss füge man noch eine Portion feingehackter Zwiebeln, am besten Frühlingszwiebeln, hinzu. Der Geschmack wird so noch pikanter...

.....
Miriam Lenoir (18):
«Es gibt zwei Arten von Arbeit. Arbeit die den Geist fordert und Arbeit die den Geist verkümmern lässt.»



Käsesoufflé

3 - 4 Personen

Kochbuch aus Murten 1962 - Karin Mulder

- 70 g Butter
- 70 g Mehl
- 4 dl Milch
- 5 Eier
- 100g Käse (Greyerzer)
- Salz, Pfeffer, Muskatnuss

In einer grossen Pfanne die Butter schmelzen, das Mehl zufügen und beides - ohne es braun werden zu lassen - kochen und dabei in kleinen Mengen die Milch zufügen bis es eine homogene Masse ist. Pfanne vom Herd nehmen und ein Eiweiß nach den andern einrühren. Das Eiweiss separat steif schlagen und mit dem geriebenen Käse vorsichtig unter die Masse heben.

Je nach Geschmack würzen (Käse bringt bereits genügend Salz) Das Ganze in eine gebutterte Glasform einfüllen und 35 Minuten bei mittlerer Hitze im Backofen garen. Achtung: wenn es aufgeht, verdoppelt es seine Menge! Dann sogleich auf den Tisch bringen, mit grünem oder gemischtem Salat servieren. Bon appétit!

«Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand»

..... Hansueli von Allmen

Der Termin für den Weltuntergang ist glücklich überstanden und ich kann mich an die Kolumne für das «und» machen. Auch das im Titel erwähnte Buch hält sich weiter auf Platz eins der Hitliste, so dass ich gerne über meine Erfahrungen mit Hundertjährigen berichte. Als Stapi ist es Aufgabe, all diese Jubilare zu besuchen, Glückwünsche und ein Geschenk zu bringen. Weil es pro Jahr drei bis fünf solche Jubiläen gab, besuchte ich in meiner Amtszeit zirka 80 betagte Menschen, die meisten davon recht vital und geistig rege.

Auffallend, aber durch Statistiken belegt, dass rund vier Fünftel der Besuche Damen galten. Dass es auch einige Männer schafften, 100-jährig zu werden, sei nicht verschwiegen. Ein Artikel im «Oberländer Tagblatt» von 1931 hat mich aber doch erstaunt: Dort wird der Geburtstag des ältesten Thuners – mit 91 Jahren – in einem längeren Artikel gefeiert. Einige Jubiläumsbesuche sind mir in besonderer Erinnerung geblieben:

- Eine Jubilarin, die bei ihrer 80-jährigen Tochter wohnte,

nutzte die gute Gelegenheit, der Behördendelegation eine Klage vorzubringen: Ihre Tochter gehe wöchentlich nach Wimmis zum Jassen. Es komme immer wieder vor, dass sie nicht zur vereinbarten Zeit, sondern zu spät zurückkomme.

- Mehrfach – wenn auch nicht jedes Mal – haben die Gefeierten um ein Müntschi vom Stapi gebeten. Was ja längst nicht nur der Wunsch betagter Damen ist...
- Ein Betagtenzentrum liess im Rathaus ausrichten, der Besuch des Stapi am Geburtstag einer Jubilarin sei nicht erwünscht. Da wir Zweifel hegten, ergab dann die Nachfrage folgende «Quittung»: «1938 hat mich die Stadt als Arbeitslehrerin nicht anstellen wollen; nun brauchen sie auch nicht zu kommen.»
- Es gibt aber auch traurige Erinnerungen: Der Besuch bei einer weitgehend selbständigen Jubilarin veranlasste uns zur Zusage – entgegen den Usancen – sie auch am 105. Geburtstag zu besuchen.

Eine Woche später lasen wir die Todesanzeige.

Ich wünsche dem «und» auf dem Weg zum 100. Geburtstag alles Gute und viel Glück!

Hansueli von Allmen geboren 1946 in Thun, bis 1990 bei der Generaldirektion SBB in Bern, 1991-2012 hauptamtlicher Stadtpräsident von Thun, 1995-1999 Nationalrat. Mitbegründer des Schweizerischen Kleinkunstpreises und verschiedener lokaler Kulturorganisationen (Kulturspeck, Kultursoufflé). Patronatskomitee der schweizerischen Künstlerbörse. Gründer und Inhaber des Schweizerischen Cabaret-Archivs.

«und» die Kolumne

Eine Persönlichkeit aus der Region Thun erhält eine Seite. Wer soll in der nächsten Ausgabe für das Magazin «und» schreiben? Die Person sollte über 60 oder unter 25 Jahre alt sein. Teilen Sie uns Ihren Vorschlag mit.





Die Welt der Alten

Volle Leben von mündigen, aber pflegebedürftigen Menschen.
Lebensgeschichten erzählt im Altersheim. Und jetzt? Endstation oder ein letzter neuer
Lebensabschnitt?

Bilder: Isabelle Schlatter

Text: Elias Rüeegsegger



«Die Welt der Alten dreht sich, aber langsamer. Die Hand halten sie länger gedrückt. Sie blicken länger zum Fenster hinaus. Sitzen, warten, schweigen – die Alten machen dies öfter und länger. Schweigen herrscht beim Essen, nur vereinzelt ein kommunikativer Anfall, der durch klirrendes Besteck erstickt wird. Wie lässt sich diese Welt beschreiben?»

Perspektiven und Gefahren

Die Schweiz wird alt, immer älter. Die Lebenserwartung von Männern im Land liegt bei etwas mehr als 80 Jahren. Die Frauen werden viereinhalb Jahre älter. 17 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer sind über 65 Jahre alt. Das Phänomen «Alter» ist international und wird neu entdeckt. «Geschenkte Jahre» titelte das Magazin «Geo», nie sei das Alter jünger gewesen als heute. Plötzlich gibt es rüstige 80-Jährige, die ihren Haushalt alleine besorgen, sich via Datingportale einen neuen Lebenspartner suchen und aktiver sind als jede Generation vor ihnen. Nicht nur neue Perspektiven eröffnen sich – es gibt auch Gefahren. Von den «Übriggebliebenen» spricht der «Spiegel» Anfang Januar und weist auf die Einsamkeit hin, die immer mehr Senioren einholt. Anstatt Familienbesuch erhalten Rentner nur gerade die Post, auch die Briefe werden weniger. Die Grauen Panther bleiben zu Hause, es flimmert eine schnulzige Telenovela, sie verstecken sich hinter der Mattscheibe. Die Einsamen werden nicht gesucht – auch wenn sie darauf warten. Und wenn sie stürzen, am Boden liegen, sich nicht mehr bewegen können, den Telefonhörer nicht erreichen, warten sie möglicherweise tagelang – im schlimmsten Fall vergebens. Generalisieren kann man die Situationen der Senioren nicht: Ihre Situationen könnten individueller nicht sein, haben sich doch ihre Wege schon ein Leben lang in eine bestimmte Richtung entwickelt.

Wie altern?

Altern ist ein biologischer Prozess, eine Phase, in welcher der Körper schwächer wird. Er bildet sich zurück, der Tod wartet. Menschen

sind sich ihres Älterwerdens bewusst; während die Jugendlichen sich daran erfreuen, verdrängen es viele ältere Menschen. Müssen sie sich nicht überlegen, wie sie ihr hohes Alter verbringen wollen? Sollte nicht die Gesellschaft sich fragen, wie mit den Rentnern umzugehen sei? Sollten sie mehr in den Arbeitsprozess eingebunden werden, von dem sie die Pensionierung getrennt hat? Stellen die Menschen im letzten Lebensabschnitt gar ein nicht ausgeschöpftes Potential dar? Für den Sozialstaat, die Wirtschaft und die Gesellschaft als Ganzes? Dieses Potential wird mit jedem Jahr, das die Menschen älter werden, kleiner. Der körperliche Verfall macht Menschen unselbständig. Einen Rollator schieben, eine Lupe zum Lesen benutzen, Windeln tragen – Greise werden zu Pflegefällen. Wie erleben Frau und Herr Schweizer das hohe Alter mit den körperlichen Problemen? Werden sie traurig, vielleicht depressiv? Werden sie vergessen, vielleicht dement? Haben sie Angst vor dem Tod?

Im Heim

Fragen, die wir am besten an die Betroffenen richten. Sechs Menschen zwischen 84 und 103 Jahren besuchen wir im Alterswohn- und Pflegeheim «Magda» in Hilterfingen. Wir wollen herausfinden, wie es ihnen geht und den Jüngeren gehen wird, wenn sie selbst im Altersheim wohnen. Wir laufen einen Gang entlang, links alle fünf Meter eine Türe. Volle Leben enden in solchen Zimmern, für Menschen unter 25 Jahre ist diese Welt fern. Anklopfen.

Rudolf Süssmilch, am 4. Juli 1928 im Emmental geboren. Er ist also 84 Jahre alt und seit drei Monaten im Altersheim Magda. Seine Lieblingsfarben sind gelb und rot.

«Ich wollte eigentlich nicht in ein Altersheim.» Es habe sich so ergeben. Seine Frau starb an Krebs, letzten Herbst. Sie habe genügend Tabletten genommen, so habe sie keine Schmerzen gehabt. Es sei alles sehr schnell gegangen. «Hier ist es jetzt besser. Ich habe Kontakt zu ande-



«Hier ist es jetzt besser.» Rudolf Süssmilch (84)

ren Menschen, es wird für mich gesorgt.» So verliere er den Anschluss nicht, meint er.

«Ich vermisse meine Frau»

Mit 59 Jahren wurde er frühpensioniert. Der Rücken. Der 84-Jährige war Rangiermeister bei der Bahn. Er habe sich nie gerne etwas befehlen lassen. So war Rudolf Süssmilch selber immer der Alte – der Chef – verriet er uns. Nach der Pensionierung «si mir zämä ab.» 24 Jahre waren sie in Spanien, an der Wärme. Das war gut für die Polyarthritits seiner Frau. Er hatte selber später auch diese Krankheit. Ihr Haus dort werde vielleicht einmal verkauft, das sei ihm egal.

«Ich rede mit ihr, wenn ich fernsehe. Dann merke ich plötzlich, sie ist ja nicht mehr da.» Sie hätten vor dem Fernseher immer diskutiert. «60 Jahre waren wir verheiratet – jetzt ist es vorbei.» Der Mann mit dem interessanten Namen schwärmt von seiner Frau. Auch wenn es schon lange klar ist: «Ja, ich vermisse sie.»

«Nach dem Tod, da kommt nichts mehr», murmelt er, «es ist fertig, wenn es fertig ist.» Aber der Spanien-Liebhaber habe keine Angst, es komme halt einfach. In diesem Jahr wird er schon 85. Ein hohes Alter, oder, fragt er. «Ich hatte es immer schön auf der Welt», sagt er liebevoll.

«I würd gärn nomau hingerfüür.»

Hermine Indermühle ist 103 Jahre alt.

Sie ist jung geblieben.



«Die Welt der Alten ist allein. Einsam leben Männer, deren Frauen gestorben sind und umgekehrt. Hinterlassen, dagelassen, stehengelassen – es bleiben Erinnerungen an die gemeinsame Zeit, mit der Person, mit der man sein Leben verbracht hat.»

«Gerne 100 Jahre alt werden»

Er ist auch allein. Unser nächster Gesprächspartner ist noch nicht lange ohne seine Frau.

Eduard Abegglen, am 18. Oktober 1922 in Iseltwald geboren. Er ist also 90 Jahre alt und seit einigen Wochen im Altersheim Magda. Seine Lieblingsfarbe ist rot.

«Die sieht man am besten.» Die Farbe rot, meint Eduard Abegglen. Er lässt uns auf seinem Sofa sitzen. Er hört unsere Fragen nicht so gut, da er am anderen Ende des Zimmers sitzt. «Sollen wir nicht etwas näher



«Habt ihr noch mehr Fragen?» Eduard Abegglen (90) freut sich auf den nachmittäglichen Spaziergang.

zu Ihnen kommen, damit wir die Fragen nicht zweimal stellen müssen?» «Das tut euch doch gut», sagt er schelmisch. «Seid ihr eigentlich vom <Blick?>» fragt er. Wir bleiben also sitzen. Vom <Blick> sind wir nicht, erklären wir – zweimal.

Er hat seinen Humor nicht verloren. Vor wenigen Wochen ist seine Frau an Krebs gestorben. «Sie war ein

guter Mensch, sonst hätte ich sie ja nicht behalten», schwärmt er. Leider werde der Krebs häufig erst gefunden, wenn es schon zu spät sei. 58 Jahre lang waren sie verheiratet.

«Meine eigene Mutter wollte sich mit mir das Leben nehmen. Sie wollte vor den Zug springen. Ihre Hand glitt aus der meinen. Sie starb, ich nicht.» Damals war Eduard Abegglen ein Kind. Nach dem Tod seiner leiblichen Mutter war der heutige Rentner ein Verdingkind. «Mal war es besser, mal schlechter.» Er mag nicht so viel darüber erzählen. Er sagt uns bloss noch: «Ich hatte manchmal fest Hunger.»

«Sind Sie ein gläubiger Mensch?» «Ich war zehn Jahre im Kirchgemeinderat.» Nach dem Tod sei aber Schluss, sagte er uns. «Habt ihr noch mehr Fragen?» Der Ungeduldige hat noch einen Spaziergang vor sich, wir verabschieden uns von ihm.

Eduard Abegglen würde gerne noch 100 Jahre alt werden, sagt er uns zum Abschied.

Mehr Protokolle als Gespräche

Bis unsere nächste Gesprächspartnerin 100 Jahre alt ist, geht es noch 75 Jahre.

Sie verbringt ihren Lebensabend romantisch, an ihrer Seite ihr Ehemann, mit dem sie lange, eigentlich ewig, verheiratet ist. Irgendwo in einem warmen Land... Das träumt Claudia Fritschi, sie ist 25 Jahre alt und ist diplomierte Sozialpädagogin. Ein halbes Jahr durchläuft sie als Weiterbildung den Lehrgang Pflegehelferin SRK. Eine Junge unter den Alten. «Die Arbeit mit den Menschen ist sehr bereichernd», schwärmt die Studentin. «Ich würde mir gerne noch mehr Zeit für die einzelnen Bewohner nehmen, mit ihnen längere Gespräche führen», stellt sie fest. Doch dies sei schwierig. Der Arbeitsaufwand wird grösser, protokolliert wird vieles und immer mehr: Wie die Klientin aufgestanden ist, ob ihr am Mittag schlecht war und wenn sie den Anfang des Lottos verschlafen hat. Die Studentin betont, dass auch alte Menschen ein Recht auf Freiheit und Selbstbestimmung hätten. So sei die Betreuung der Bewohner immer eine Gratwanderung zwischen Unterstützung und Fremdbestimmung. Die 25-Jährige findet: «Dieses Machtverhältnis und die daraus resultierende Abhängigkeit muss man

sich bei der Arbeit immer wieder vor Augen führen.»

Die Welt der Alten sucht sich einen Weg zwischen Sicherheit und Freiheit. Schutz vor Stürzen und Unfällen, indem Rollstühle arretiert werden – diese Bewohnerin wird keinen Unfall haben, sie kann aber auch nicht mal schnell selbständig an die frische Luft.

53 Mitarbeitende auf 38 BewohnerInnen

Wir sind zum Mittagessen eingeladen. Bereits warten viele Bewohnerinnen und Bewohner - auf Käsekuchen, im Voraus gibt es eine Suppe und einen Salat.

Es ist Mittag. Eine quirliche Frau steht neben uns. Eben wurde ein Gruppenfoto für diese Geschichte geschossen. Sonja Bühler, Leiterin der Magda. Seit 23 Jahren. Die Jahre sieht man ihr nicht an. Sie ist zusätzlich SP-Gemeinderätin in Hiltterfingen. An ihrem Beruf gefalle ihr die Vielseitigkeit: «Die Arbeit mit den Bewohnern, mit dem Personal, mit den Angehörigen. Nur der administrative Aufwand wird immer grösser.» Früher habe sie für eine Bewohnerin zwei Rechnungen geschrieben. Eine für die Krankenkasse und eine für die Bewohnerin, heute seien es deren sechs bis acht. In der Magda leben 38 Bewohnerinnen und Bewohner. 53 Mitarbeitende verteilen sich auf 28 Stellen. Entstanden ist die Magda aus einer Stiftung.

Wir sprechen mit ihr im Wintergarten mit Aussicht auf den Thunersee. Neben uns essen die alten Menschen ihren Käsekuchen. «Frau Bühler, was tun Sie, damit Ihr Alterswohn- und Pflegeheim für die alten Menschen ein neuer Lebensabschnitt und nicht einfach Endstation ist?» Es geschehe einiges, um die Leute zu aktivieren. Da gibt es: Gemüserüsten um 11:00 Uhr, Lottospielen um 14:00 Uhr, Neujahrshöck um 18:00 Uhr, Bewegung draussen, Physiotherapie drinnen. Doch das ist nicht alles. Verena Fretz ist Verantwortlich für die Aktivierung und Alltagsgestaltung der Bewohner, wobei ihr besonders die Alltagsgestaltung am Herzen liegt. «Wir machen auch Gedächtnistrainings, da versuchen wir beispielsweise bei einem Wort zu jedem

Buchstaben neue Wörter zu finden.» Gemeinsames Singen, Vorlesen von Geschichten, Malen – Ziel ist es, die Alten Menschen aus den Reservaten zu locken. Verena Fretz betont, dass alte Menschen nicht therapiert werden müssen. Ziel sei vielmehr, Geist, Körper und Seele auf verschiedene Arten anzusprechen und den Bewohnern gemeinsam oder auch individuell mit einem Farbtupfer Freude zu bereiten.

Leben und Tod

Sonja Bühler findet, dass die Alten in unserer Gesellschaft eine stärkere Stimme haben sollten: «Über 65-Jährige haben praktisch keine Lobby, Pflegebedürftige erst recht nicht.» Politik dringt also auch ins Altersheim vor. Was meint die Heimleiterin zum viel diskutierten Rentenalter? Es müsse diskutiert werden. Frau Bühler plädiert für ein individuelles Rentenalter zwischen 60 und 70 Jahren.

Das letzte Jahr sei schwierig gewesen. «Es gab viele Todesfälle.» Für alle sei es schwierig, wenn sich in einem Zimmer eine neue Person einfindet. «Es fehlt einem eine jede Person», sagt Sonja Bühler und senkt ihre Stimme: «Aber die Zeit, in der die Menschen bei uns sind, ist wichtiger als jene, in der sie nicht mehr leben.»

«Die Welt der Alten wartet. Warten auf die Pflegerin, die den Rücken waschen kommt. Warten am Mittagstisch auf den Teller. Warten auf den Schlaf, abends, im Bewusstsein, dass es vielleicht kein Erwachen gibt. Einige warten auf den Tod.»

Nicht mehr so fröhlich

Unsere nächste Gesprächspartnerin will nicht so alt werden.

Margrit Berger, am 25. Februar 1930 in Horrenbach geboren. Sie ist also bald 83 Jahre alt und seit 10 Monaten im Altersheim Magda. Ihre Lieblingsfarbe ist lila

«Diese Stürze waren eigentlich sinnlos». Frau Berger sitzt neben uns auf dem Sofa. Wir haben nur wenig Zeit, sie will später beim Lotto mitspielen. Sie sei die Treppe heruntergefallen,

habe den Ellbogen und den Oberarm gebrochen. Mit der Therapie gehe es ihr wieder besser. Da sie jetzt zwölf Operationen hinter sich habe, sei sie übervorsichtig geworden. Margrit Berger hatte fünf Kinder. Zwei kamen tot zur Welt, eines ist er-



Wenn die Haare weiss werden, stehe einem lila. Das hat Margrit Berger (83) gehört.

trunken. «Ich bin nicht mehr so fröhlich. Ich habe jetzt mehr Zeit und frage mich: Warum?» Sie ziehe sich zurück, der Kontakt mit den anderen Mitbewohnern falle ihr schwer. «Ich glaube manchmal, die Leute mögen mich nicht.» Früher, vor 1998, als ihr Mann noch lebte, sei sie in seinem Schatten gestanden. Er habe den Ton angegeben und sei bei den Leuten immer gut angekommen. Mit ihrem Mann sei sie «z Schlag cho.» Er war Gärtner, sie hatten gemeinsam eine Gärtnerei.

Eine Verkäuferin habe ihr gesagt, wenn die Haare weiss würden, stünde den Frauen die Farbe lila. Das sei auch ihre Lieblingsfarbe. Heute trägt sie aber dunkelgrün.

Sie genieße jetzt, dass sie sorglos leben könne. Sie habe in ihrem Leben zuvor viele Hochs und Tiefs erlebt. Angst vor dem Tod habe sie nicht, sie sei ein gläubiger Mensch.

Alles was bleibt

«Die Welt bei den Alten ist eintönig. Höhepunkte bilden das Lottospiel, ein nachmittäglicher

Spaziergang oder der erfreuliche Besuch einer Bekannten, eines Verwandten. Das Leben spielt sich in einem Zimmer, statt in den eigenen vier Wänden ab – die meisten Bewohner sind allein.»

Gelebt haben sie, ein volles Leben. Erfahrung haben sie gesammelt, während vieler Jahre. Erlebt haben sie mehr als alle anderen. Spannend ist es, ihren Geschichten zu lauschen, vielleicht selbst etwas zu lernen. Die Meisten, die wir an diesem Tag zum Interview treffen, wirken zufrieden, sie haben Freude an ihrem Leben. Auch, oder vielleicht gerade, weil sie bereits viele Schicksalsschläge, aber auch Highlights hinter sich haben.

Wir verlassen das Altersheim in Hiltterfingen. Gleich neben der Eingangstüre in einem Raum sitzt eine Frau, die eine rote Bluse trägt. Sie schaut auf ihre Hände. Sie sieht traurig aus, wir wenden uns ab, die Frau schaut auf. Wir verlassen das Haus, die Tür fällt ins Schloss.

Wir sehen durch den in Glas gehaltenen Aufenthaltsraum einige Alte. Einige sind in Rollstühlen, jemand schläft in einem Lehnstuhl, seine Haare sind weiss, gar leicht gelblich. Jemand ruckelt im Rollstuhl vor und zurück. Diese Menschen sind wirklich alt. Wir sehen durch die Glasscheibe hinein, in eine andere Welt.

«Die Welt der Alten.»

«und» was meinen Sie?

Diese Geschichte ist hier zu Ende, jetzt ist Ihre Meinung gefragt:

Besteht Handlungsbedarf in Bezug auf den Umgang mit Menschen im hohen Alter?

Wie möchten Sie altern?

Was sind die Vor- und Nachteile des Älterwerdens?

Senden Sie uns Ihre Meinung!

Post:

«und» Magazin von Alt und Jung, Auf der Fluh 61, 3622 Homberg

Mail: und.magazin@bluewin.ch

Internet: www.jung-und-alt.ch

Geschichten mit Gänsehautfaktor – zu Besuch in der Schreibwerkstatt



Vor uns liegen weisse Blätter und ein Stift bereit. Sie laden ein zum Denken und Schreiben.

Bild: Livia Bühlmann

Die Schreibwerkstatt in Thun lädt zum Besuch ein: «und» darf an einem Treffen teilnehmen.

..... Livia Bühlmann (20)

Die sechs schreibenden Freunde treffen sich regelmässig zum gemeinsamen Schreiben, zum Rückmeldungen geben und Anregungen bekommen. Es sind nicht immer alle da, zu voll sind die Terminkalender, auch in fortgeschrittenem Alter. Heute bekommt «und» – das Magazin von Alt und Jung – einen Einblick. In der heimeligen Atmosphäre fühlt man sich denn auch gleich wohl, nach einem kurzen Rücken der Stühle sitzen wir um den Tisch: Es kann losgehen.

Vor uns liegen fein säuberlich weisse Blätter und ein Stift bereit. Sie laden ein zum Denken und Schreiben. Zum Einstieg folgt ein kurzes Spiel. Allen werden per Symbolwürfel vier Begriffe zugeordnet. Drei davon werden in einen Werbeslogan eingepackt. Fünf Köpfe beugen sich eifrig übers Papier. Senioren, die durch

die Freude am Schreiben verbunden sind. Nach einer fünfminütigen Schreibzeit lesen wir uns die Slogans und kleinen Geschichten mit einem Schmunzeln vor.

Der grösste Teil der Zeit während dem Treffen wird mit dem Vorlesen und Besprechen der mitgebrachten Texte verbracht. Dieses Mal dient eine individuell ausgewählte Schlagzeile als Inspiration für einen Text. Aufmerksam wird dem Vorlesenden zugehört, zwischendurch notiert sich jemand einen Kommentar. Gemeinsam besprechen wir nun das Gehörte. Da kommen Vergleiche zu früheren Texten, Anregungen, aber auch Lob und Ermutigungen auf den Tisch. Jeder Text ist anders, jedem Text liegt eine andere Herangehensweise an das Thema und Erfahrung im Leben zugrunde. Mal mehr und mal weniger durchwirken eigene Erinnerungen die Geschichten. Was ich hören durfte, sind allesamt Ge-

schichten, die berühren. Geschichten, die nicht gleich wieder vergessen werden.

Zum Abschluss schlägt Jürg seinen Mitschreibenden eine neue Aufgabe vor: Es gilt eine Geschichte über eine Begegnung im öffentlichen Verkehr zu erzählen. Zu schade, kann ich diese Ergebnisse nicht wieder miterleben.

Schreiben auch Sie

Schreiben auch Sie einen Text und senden Sie ihn uns. Wie in der Schreibwerkstatt können auch Sie vier Begriffe auswählen:

Jung / Alt / Sandkastenliebe / Fabrikarbeiter / Altersheim / Kater / Musikinstrument / Schaltjahr

Senden Sie uns Ihren Text!

Post:

«und» Magazin von Alt und Jung,
Auf der Fluh 61, 3622 Homberg

Mail: und.magazin@bluewin.ch

Internet: www.jung-und-alt.ch



«I bine muetige Cheib gsi.» Margrit Gottier im Gespräch mit ihrer Enkelin.

Bilder: Elias Rüeegesser

Von Hünibach nach Zermatt – zu Fuss

Die ausdauernde Einzelgängerin: Margit Gottier (84) aus Wimmis hat ihre vielen Bergtouren in einem Tagebuch protokolliert. Sie unternahm diese oft alleine – Damals ungewöhnlich für eine junge Frau.

..... *Livia Thurian (18)*

Wandern kann sie heute nicht mehr. Die Hüfte schmerzt zu stark, das Laufen fällt ihr schwer. Sie reist noch mit dem Zug, am liebsten von Wimmis aus ins Simmental. Das sei auch schön. «Und wenn ich durch den Lötschbergtunnel fahre, dann denke ich mir: Du da obe druff ufem Balmhorn bisch mal ghocket!»

Margrit Gottier wohnt in einer kleinen, warmen Wohnung. Sie sitzt auf einem Stuhl, vor sich ihr Tagebuch.

«Gespannt, voller Zuversicht und mit dem Ränzel auf dem Rücken zog ich von zu Hause fort. Endlich war dieser langersehnte Tag angerückt, von dem ich bereits ein halbes Jahr träumte... Mein Wanderziel – Zermatt!»

Allein begab sie sich am 20. Juni 1955

auf die Reise von Hünibach nach Zermatt. Mit dem Bus nach Gunten, mit dem Schiff nach Spiez, und los ging es. Die Strecke Spiez-Zermatt legte meine Grossmutter zu Fuss zurück. Aussergewöhnlich für eine junge Frau von 27 Jahren – dachten manche Leute. In Aeschi traf sie auf ein deutsches Ehepaar, das sie nach ihrem Reiseziel fragte:

«'Zermatt' liess ich deutlich sagen, das schien ihnen unmöglich zu sein und mit einem Kopfschütteln gingen sie von dannen!»

Guet z'Fuess

Die Tourenberichte meiner Grossmutter sind fein säuberlich in einem kleinen Heft festgehalten. Alle ihre Wanderungen sind dokumentiert. Schwarzweiss-Fotos zeigen lachen-

de Wanderer in klobigen Bergschuhen, wie man sie früher trug. Die Augen von Margrit Gottier leuchten, als sie das Foto von sich und ihrem Vater erblickt. Diesen traf sie vor dem Matterhorn – er begleitete sie ein Stück. Hinter den beiden herzlich lachenden Personen auf dem Foto das Matterhorn. «Der Vater lacht – ja der hatte Freude an mir! Und Hose und Kappe, die ich da trage, habe ich selbst genäht.» Grosi hat viel genäht, sie war Damenschneiderin.

Sie erzählt eifrig von ihren Bergtouren. «Als meine Familie von Baden nach Hünibach zog, kannte ich fast niemanden. Da ging ich halt alleine wandern.» Später sei sie dann mit ihrer lieben Freundin Erna gewandert. «Wir harmonierten perfekt, hatten das gleiche Schrittempo.» Erna habe jeweils an den gefährlichen steilen Hängen Angst um sie gehabt. «So eine liebe Person.» Margrit Gottier wanderte manchmal auch mit ihrem Vater. «Ich habe ihm <nachgeschlage>, auch er war <guet z'Fuess.>» Gemeinsam nahmen sie Rundtouren von zu Hause aus in Angriff. «Da

wanderten wir so um die sechs, sieben Stunden.»

«Heute verreist man halt mit dem Auto, man fährt irgendwohin, ins Ausland, ans Meer.» Wandern wird immer touristischer. Und teurer. Eine Rechnung klebt im Tagebuch:

Berghotel Schwarnbach. Übernachtung mit Heizung: 2 Franken und 75 Rappen. Eine andere: Hotel Mont Cervin, Visp. Zimmer mit Nachtessen und Frühstück: 14 Franken und 19 Rappen.

Das waren noch andere Dimensionen.

Menschen gehen, Erinnerungen nicht

Der Vater ist schon lange tot, Erna auch. Nicht nur sie, auch viele andere ehemalige Wandergefährten. Gedankenversun-

ken starrt Grosi auf das Foto der Balmhorn-Wanderung. «Ja, die sind

fast alle tot. Aber ich bin halt alt. Ich muss das jetzt in Kauf nehmen.» Bekannte, aber auch liebe Freunde sind plötzlich nicht mehr da.

Was bleibt, sind Erinnerungen. Der lange neblige Aufstieg aufs Balmhorn. Die Wanderer mussten sich mit Seilen aneinander festbinden, um nicht zu stürzen. Trotz der Gefahr lachen die Helden herzlich auf dem Schnapsschuss. Vielleicht, weil sie bereits ahnen, wie ihre Mühen belohnt werden:

«Nach achtstündigem Aufstieg



«Es ist wertvoll, solche Erlebnisse aufzuschreiben.»

MARGRIT GOTTIER

betraten wir den Gipfel (3716 Meter über Meer). Gipfelglück zweifacher Art schenkte er uns. Träumerisches Geniessen und glückhafte Gehobenheit.»

Bekanntschaften

«Hattest du niemals Angst, als junge Frau alleine auf gefährlicher Tour?» Nein, hatte sie nicht. «Wenn irgendetwas gewesen wäre, hätte mir schon jemand geholfen.» Sie musste den Eltern immer versprechen, gut aufzupassen. «I bine muetige Cheib gsi.» Auf der Sefinen Furgge sei es zwar «scho chli strub» gewesen. Wenn der schneereiche Abstieg besonders steil war, setzte sie sich hin und rutschte den Hang hinab. «I bine Aff gsi denn. I ha scho Glück gha.» Es sei einfach schön, das Wandern. Die Strassen waren seien nicht asphaltiert gewesen, es ging über grüne Matten, regelrechte Augen-Weiden seien das gewesen, die sie durchquert habe. «Wanderer bleibe stehen!»

Margrit Gottier ruft zum bewussten Geniessen auf. Gewandert ist Grosi manchmal acht, manchmal zwölf Stunden am Tag. Geschlafen hat sie nicht viel. Sie wanderte häufig bis um 20:00 Uhr und stand um 03:30 Uhr wieder auf. In den Dörfern gehörte auch mal hier, mal da ein kurzes Schwätzchen mit den Einwohnern dazu.

«Alle hatten die grösste Freude an mir und luden mich herzlich ein, bei der Rückkehr bei ihnen anzuklopfen.»

Vorbeigegangen später sei sie nie. Aber sie denkt oft an die Bekantschaften von damals zurück. «Wie es denen wohl geht? Leben sie überhaupt noch?»

«Es ist wertvoll, solche Erlebnisse aufzuschreiben. Wenn du Reisen unternimmst, tu es auch! Ich kann immer noch von diesen schönen Erinnerungen zehren, wenn ich dieses Buch anschau.» Sie erinnert sich dann an die Freude und das Gefühl der Freiheit, die sie damals empfunden hat.



«Wenn irgendetwas gewesen wäre, hätte mir schon jemand geholfen.»

..... Livia Thurian (18)

«In seiner Arbeit nur das Mittel zum Geldverdienen zu sehen, ist schade, persönliche Entfaltung ist mindestens so wichtig.»



Hans Weibel, Präsident von «und»



Das Team von «und» beim Fototermin im Bonstettenpark am Thunersee.

Bild: Manuel Meister

Liebe Leserin

Lieber Leser

Elias Rügsegger hat mit viel Engagement eine Idee aufgenommen und ihr zum Durchbruch verholfen. Diese verdient es, unterstützt zu werden. Seine Idee ist bekannt als Magazin «und» von Alt und Jung. «und» ist für mich ein Journal der Begegnung für Generationen sowie deren Verständigung, hier treffen sich Einzelgeschichten sowie Themen der Gegenwart und der Zukunft. Die Aktualität bekommt ein Gesicht mit unterschiedlicher Prägung. Da wir, «Alt und Jung», die Zukunftswanderung unausweichlich gemeinsam gehen müssen, ist eine Standortbestimmung immer wieder von Bedeutung. Das Magazin «und», kann mit seinen Themen Anregungen und Ideen vermitteln, die sich später auch konkretisieren lassen. Dies ist im Moment sicher noch eher ein Wunsch. Besonders freut es mich, wenn es

kompetent gelingt, die diversen Fachbereiche (Gesellschaft, Kultur, Technik, Kommunikation, Medizin, und so weiter) die unseren Alltag prägen, kritisch zu hinterfragen, andererseits sich aber auch mit den Vorteilen für die Gegenwart und die Zukunft auseinander zu setzen. Dieser Dialog muss von Alt und Jung geführt werden. Zugleich kann er Impulse geben zur Findung des eigenen Lebensweges und andererseits ein Erkennen von neuen Interessen bei der älteren Generation bewirken. Die Aufgabe des Vereins ist es, gute Rahmenbedingungen für den beschriebenen Dialog sicher zustellen. Zudem ist das Magazin «und» bei der Vernetzung und Finanzierung zu unterstützen.

Mein persönlicher Lebensweg ist geprägt durch eine technische und soziale Ausbildung. Mit meinen bald 70 Jahren darf ich auf viele Herausforderungen in meinem Leben zurückblicken.

Ich konnte in der SILEA für die Region sehr viel Aufbauarbeit leisten für

den Alltag von Menschen mit einer Behinderung. In den letzten Berufsjahren hatte ich eine Leitungsfunktion einer Alterseinrichtung inne. Ich bin verheiratet, Vater, Schwiegervater und Grossvater – dies gibt mir neue Themen für mein jetziges Leben.

Die Vielfalt meiner Lebensjahre hat mich sehr geprägt, deshalb ist für mich «und» das Magazin für Alt und Jung ein gutes Rezept gegen zu einfache Lösungen im Leben.



Grossi Liebi

..... *Regula von Gunten*

Aui Gedanke ghöre eire Person
U gseh wett mä sä nid ersch morn

Dr Alltag geit ganz liecht vo dr Hand
Fasch wie im Zauberland

Aues wett mä zäme mache
Am liebschte 1000 Sache

D Sorge wärde zur Näbesach
Drfür grossi Gfüu wach

Dr Buch isch voller Schmättelinge
U aues tuet eim glinge

We das so duret über Jahre
Het mä di grossi Liebi erfahre

Das z'erläbe isch z'schönschte vor Wält
Viel besser als alles Gäld

«und» die Leserinnen und Leser

In der letzten Ausgabe riefen wir Sie dazu auf, Ihre Texte zum Thema Liebe an die Redaktion zu senden. Als Gewinnerin haben wir das Gedicht von Regula von Gunten ausgewählt. Sie bekommt ein Jahresabonnement geschenkt.

**Kritik,
Lob,
Ideen.
Schreiben Sie
«und»...**

Magazin von Alt und Jung
Auf der Fluh 61
3622 Homberg
und.magazin@bluewin.ch
www.jung-und-alt.ch

Sponsoring

MIGROS

«und»?

Im Vorstand des Trägervereins von «und» erfolgte eine personelle Rochade. Aline Kreis (18) übergab ihr Ressort (Abonnentenservice) an Caroline Schenk (52). Ein Hauptziel des Vereins ist es, kontinuierlich eine möglichst grosse Leserschaft zu gewinnen. Caroline Schenk nimmt dabei neu eine Schlüsselposition ein. Sie hat langjährige Erfahrung gesammelt mit ihrer Arbeit als Sekretärin bei der Kirchgemeinde Heimberg.



Bild: Jana Daepf

und

«und» versucht bereits nach dieser Ausgabe Bilanz zu ziehen. So wird mittels einer Umfrage redaktionsintern untersucht, wie Alt und Jung die Zusammenarbeit im Rahmen von «und» erlebt haben. Bis im Juni soll später ein langfristiges Konzept entstehen. Dieses bezieht sich zum einen auf die redaktionelle Arbeit, andererseits auf die Finanzierung und die Verankerung des Magazins.

und

Am 1. Dezember letzten Jahres recherchierten Alt und Jung am Kurstag von «und». Kurt Siegenthaler, der ehemalige Bundeshauskorrespondent des Schweizer Fernsehens (heute SRF), gewährte Einblick in die Methoden und Gefahren der «Recherche».

und

«und» hat neu eine ISSN Nummer, das ist eine internationale Standardnummer für fortlaufende Werke, wie Zeitschriften, oder eben Magazine. «und» wird in diesem Zusammenhang in der Schweizerischen Nationalbibliothek archiviert. ISSN: 2296-2093

und

Am 22. Dezember sammelte «und» für die Spendenaktion «jeder Rappen zählt» 1300 Franken. In der thuner Innenstadt wurden Magazine verteilt und Tee ausgeteilt, im Gegenzug war jede Spende willkommen. 75 Prozent des Erlöses konnte an die Glückskette überwiesen werden.



Bild: Manuel Meister

Der Hofnarr im Bundeshaus

Jürg F. Krebs

Der Schauspielschüler Dimitrios besucht die Direktorin des Schlossmuseums Thun. Er spendiert ihr Pralinen und verwickelt sie in ein intensives Gespräch über den «Fullehung». Am Schluss kann er die Direktorin dazu überreden, ihm eine echte Hellebarde auszuleihen. Jetzt wird er einmal Hofnarr spielen!

Er schleicht früh ins Bundeshaus und versteckt sich, bis sich die National- und Ständeräte in der Wandelhalle einfinden. Kontrastierend zu seinem schwarzen Anzug trägt er eine rote Taucherbrille und orange Schwimmflossen. Geräuschvoll watschelt er an einen Platz, wo ihn alle sehen können und beginnt seine Rede:

«Meine wenig verehrten Ratlosen. Ich bin der neue Hofnarr im Bundeshaus und Lobbyist der schweigenden Mehrheit.» Er knallt die Hellebarde auf den Boden. «Nicht nur die abgewiesenen Asylbewerber tauchen unter, sondern auch alle Schweizerinnen und Schweizer, die ihre Spielchen durchschauen.» Gekonnt, wie ein Mime, taucht er ab und wieder auf. «Selber schuld, wenn sie nicht abstimmen!», schreit ein Nationalrat.

Der Hofnarr tritt ihm mit seinen Flossen auf die Füsse und sagt anklagend: «Sie treten die Demokratie mit Füssen. Wie sollen WIR uns vertreten fühlen durch Bengel wie sie?» Der Betretene ruft nach der Polizei. Stattdessen kommen Reporter angerannt. Nun

spricht der Hofnarr wie ein Pfarrer und stellt fest: «Sie glauben, dass der Markt regiert. Ja, was tun SIE denn noch hier, wenn bereits der Markt regiert? Sind sie etwa seine Knechte?» Laute Buhrufe von hinten. Er wirft ein Bündel kopierter Tausendernoten zum Fenster hinaus und kommentiert:

«Sie werfen Steuergelder zum Fenster hinaus - und ihre Helfershelfer machen draussen die hohle Hand. Ist das etwa kein Verbrechen?» Einige eilen weg, um die Tausender zu suchen. Andere rufen: «Frechheit! Verhaftet ihn!»

Das Protestgeschrei schwillt an. Mit seiner Hellebarde zeigt der Narr auf die Räte und schreit selbst:

«Jetzt drehen wir den Spiess um! Erforschen Sie die Anliegen der stummen Mehrheit und tun Sie etwas für uns.

Sonst werden wir Frustrierten aufstehen und alle geldgierigen Volks-Zertreter abwählen!» Immer mehr Leute eilen herbei und reden wild durcheinander.

Er nutzt die Verwirrung und nagelt

seine Taucherbrille ans Hauptportal des Nationalrats-Saales. Dann verabschiedet er sich mit den Worten: «Diese Plastik der Untergetauchten wird Sie an uns erinnern!»

Er lacht schallend und fegt sich mit der Hellebarde seinen Weg frei nach draussen.



Der Studienalltag in Lausanne

Seine Leidenschaft ist die Physik, sein Studium Mikrotechnik. Sebastian Käser (20) aus Gurzelen (BE) über sein Leben nach der Matur, weg von zu Hause.

Das Sportzentrum der EPFL und der Universität bietet bis zu hundert Sportarten an.

..... Sebastian Käser (20)

Noch kein halbes Jahr ist vergangen seit ich mein Studium in Mikrotechnik an der École polytechnique fédérale de Lausanne (EPFL) begonnen habe, doch vieles ist bereits Routine. Um 6:45 Uhr klingelt der Wecker und nachdem ich zweimal die Schlummertaste gedrückt habe, stelle ich mich endlich unter die Dusche. Ich wohne vorläufig noch bei einem pensionierten Ehepaar, das ich durch Freunde meiner Eltern kennengelernt habe. Dies war eine super Gelegenheit und hat mir den Einstieg sehr erleichtert. Ich kann mit ihnen gemeinsam frühstücken und zu Abend essen. Auch die Miete ist ein Freundschaftspreis, erst recht für den kargen Wohnungsmarkt von Lausanne. Im Januar werde ich jedoch in eine Wohngemeinschaft (WG) umziehen – wie das neben den Prüfungen vorbeigeht, wird sich zeigen. Auf diesen nächsten Schritt in die Selbständigkeit freue ich mich besonders!

Viel Theorie – vorerst

Um 7:38 Uhr fährt der Bus, und nach dem Umstieg auf die Metro bin ich zehn Minuten vor Vorlesungsbeginn auf dem Campus. Typisch besteht ein Morgen aus zwei Stunden Vorlesung und zwei Übungsstunden – zum Beispiel in Physik. Der Professor, etwa Mitte vierzig und sehr begeistert für sein Fach, schafft es, die Aufmerksamkeit der Studenten zu erlangen. Er demonstriert die gedämpften Schwingungen mit einer Feder im Wasserbecken. Dies ist spannend, doch die Mathematik, um das Phänomen zu beschreiben, ist und bleibt trocken. In den Übungen sind jeweils zehn Studenten und Studentinnen einem Tutoren zugeteilt. Meine Gruppe wird von einem Maschinenbaustudenten aus dem siebten Semester betreut. Er hilft bei Fragen zur Vorlesung und den wöchentlichen Aufgabenserien. Die zwei Stunden reichen jedoch meist nicht, um alle Aufgaben zu lösen, der

Rest ist Arbeit für zu Hause.

Fast alle Fächer – Mathematik, Physik, Chemie, Informatik und so weiter – sind theoretischer Natur. Dies gehört zum Anfang jeder Ingenieurusbildung – dies wird sich im Verlauf des Studiums glücklicherweise ändern. Das einzige, was wir praktisch erstellen, sind die technischen Zeichnungen auf Papier und am Computer. Auf dem Campus gibt es über 15 verschiedenen Möglichkeiten, sich am Mittag zu verpflegen – meistens gehe ich mit Kollegen einfach in die nächstgelegene Mensa.

Studieren – auf Französisch

Die Mittagspause ist ein willkommener Unterbruch, bevor um 13:15 Uhr noch einmal Vorlesungen und Übungsstunden starten. Der Unterricht sowie auch das ganze Sozialeben spielen sich hauptsächlich auf Französisch ab. Bei der Ankunft in Lausanne wusste ich noch nicht, wie ich mich schlagen werde. Ich war selbst erstaunt wie gut und schnell ich mich damit zurecht fand.

Normalerweise bin ich gegen 18:00 Uhr zu Hause, dienstags endet die einzige Vorlesung in Geisteswissenschaften sogar erst um sieben Uhr. Um mich nach einem vollen Tag etwas auszuspannen, höre ich Musik, schaue mir einen Film an oder lese die Nachrichten. Für Sport bleibt unter der Woche leider wenig Zeit. Am Freitagnachmittag sind keine Vorlesungen und ich habe Zeit, einen Kletterkurs zu besuchen.

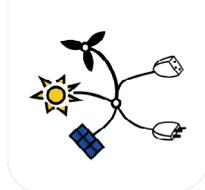
Schlafen – vor Mitternacht...

Nach dem Abendessen stehen die Arbeiten für den nächsten Tag auf dem Programm. Deren Umfang ist sehr unterschiedlich, von einer Viertel bis zu drei Stunden ist alles möglich. Wenn ich freitags keine Arbeiten abgeben muss, treffe ich mich am Donnerstagabend häufig mit Freunden in der Stadt. So kann ich dem Studienalltag ein wenig entfliehen. Ansonsten versuche ich, unter der Woche vor Mitternacht zu schlafen, um am nächsten Morgen fit zu sein.

..... Sebastian Käser (20)

« $W=F*s*\sin(\alpha)$. Physikalisch ist der Winkel zwischen Kraft und Weg mitentscheidend, vieles was wir als Arbeit bezeichnen ist so eigentlich gar keine.»





Zeit für Erfinder

Der Kampf um die künftige Stromversorgung zwischen Thomas Edison und George Westinghouse, war auch ein Kampf zwischen Gleich- und Wechselstrom. Dieser endete zu Gunsten von Westinghouse, respektive für den Wechselstrom. Heute wird dieser aber wieder in Frage gestellt.

..... Barbara Tschopp

..... Sebastian Käser

LED-Lampe, Computer, Fernseher und Musikanlage benötigen Gleichstrom. Aus der Steckdose beziehen wir indes Wechselstrom. Fünf bis zehn Prozent Energie liesse sich mit einer Gleichstromversorgung einsparen, weil die Netzteile, die den Strom gleichrichten, überflüssig würden. Wieso wird also immer noch Wechselstrom verwendet? Dass wir heute Wechselstrom von der Steckdose beziehen, ist historisch gegeben.

Gleichstrom? Wechselstrom? That's the Question.

Amerika, neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Der Glühbirnerfinder und Patentinhaber Thomas Edison plant den Einsatz von Gleichspannung mit 110 Volt für die Elektrifizierung des ganzen Landes. Da sich solcher Gleichstrom nicht weit transportieren lässt, müssten kleine Kraftwerke in jedem Stadtviertel gebaut werden. Für die Kunden, die grössere oder niedrigere Spannung brauchen, sind separate Stromquellen und Elektroleitungen notwendig. Der Grossindustrielle George Westinghouse erkennt diese Nachteile und setzt auf Wechselspannung für die Elektroversorgung. Nach Erfindung des Transformators (eines elektrischen Bauelements zur Erhöhung oder Verringerung von Wechselspannungen) lassen sich einfach unterschiedliche Spannungsniveaus erzeugen. Bei höheren Spannungen kann die elektrische Energie mit geringeren Verlusten transportiert werden. Westinghouse errichtet wenige Kraftwerke ausserhalb der Ballungszentren. Seine Leitungsnetze sind kostengünstiger: Zwar müssen sie länger als diejenige der Konkurrenten sein, aber für die Übertragung hoher Spannung reichen dünnere Kupferkabel, und im

Endeffekt kann Westinghouse seinen Strom günstiger verkaufen. Bald hat er mehr Kunden als Edison. Der Kampf um Marktanteile entflammt.

Spannung bis zum Tode

Unterdessen werden Tierversuche unternommen, um die unbekanntenen Wirkungen der Elektrizität auf Lebewesen zu erforschen. Mit grausamen öffentlichen Experimenten an Tieren wird die Gefährlichkeit des Wechselstroms aufgezeigt (als ob der Gleichstrom harmlos wäre!). Edisons Unternehmen wird beauftragt, eine Tötungsmethode durch den Stromschlag zu entwickeln. Der elektrische Stuhl entsteht; zur Hinrichtung der zum Tode verurteilten Mörder wird Wechselstrom verwendet. Edison schlägt vor, die neue Exekutionsmethode «to westinghouse» zu nennen. Die Diffamierung des Konkurrenten wäre perfekt, wenn sich in den Köpfen der Wechselstrom als Henkerswerkzeug festgesetzt hätte. Doch der perfide Plan schlägt fehl. Westinghouse erhält den Auftrag für die Beleuchtung der Weltausstellung in Chicago 1893 zur Feier «400 Jahre Entdeckung Amerika durch Kolumbus» und drei Jahre später für das Wasserkraftwerk an den Niagara-Fällen. Nach diesen Erfolgen installieren Städte in der ganzen Welt fast ausschliesslich Wechselstromanlagen.

Gleichstrom auf der Überholungspur

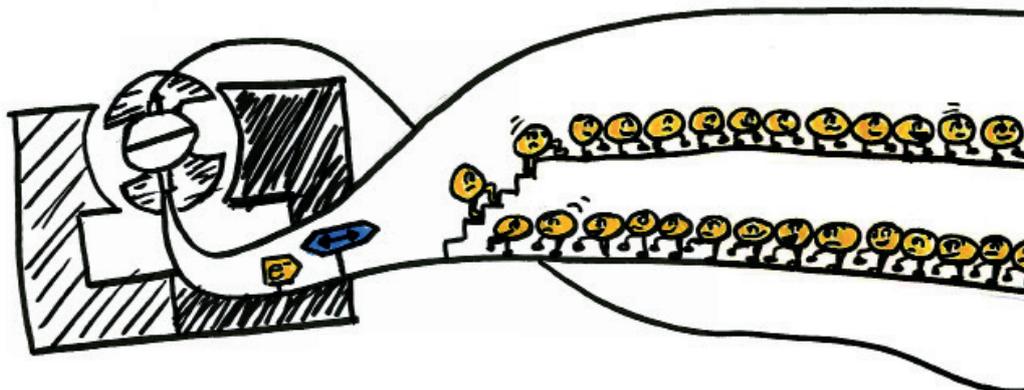
Die historische Gegebenheit, dass unsere Stromversorgung auf Wechselstrom basiert, wird seit kurzem wieder in Frage gestellt. Diskutiert wird dabei vorläufig nicht die komplette Umstellung auf Gleichstrom, sondern vielmehr die Frage: Wie können zwei Netze nebeneinander funktionieren? Dies macht aus mehreren Gründen Sinn.

Der grosse Nachteil von Gleichstrom, dass er nicht auf verschiedene Spannungsniveaus transformiert werden kann, ist weggeräumt. Dank moderner Halbleitertechnik (Halbleiter sind Festkörper, die je nach Temperatur als Leiter oder Isolatoren wirken) lassen sich auch mit Gleichstrom hohe Spannungen erzeugen. Einmal hochgespannt, sind die Transportverluste sogar geringer als beim Wechselstrom.

Auch die Produktion von Gleichstrom ist kein Problem. Er wird von Solarzellen geliefert und kann mit neu entwickelten Gleichrichtern in grossen Mengen sehr effizient aus Wechselstrom erzeugt werden.

Netz der Zukunft

Von Seiten der Erzeugung und dem Transport steht dem Gleichstrom also nichts mehr im Wege, doch wie sieht es auf der Verbraucherseite aus? Nur Glühbirnen, Wärmequellen wie Boiler, Elektroheizung und die Motoren wie jene in Mixern oder Staubsaugern, verwenden den Wechselstrom wie er aus der Steckdose kommt. Für Fernseher, Radio, Computer,



Wechselstrom

Der elektrische Strom
 Durch den Fluss der Elektronen wird Energie übertragen. Das macht den Strom für uns so nützlich. Wie viel Energie übertragen wird, hängt von zwei charakteristischen Grössen des elektrischen Stroms ab.

Die Spannung (U) beschreibt den Unterschied der Elektronenkonzentration – ist also etwas wie der «Druck» in der Leitung. Die Stromstärke (I) beschreibt, wie viele Elektronen pro Zeit durch ein bestimmtes Leiterstück fließen. Für die übertragene Energie (E) pro Zeit (t) gilt die Formel

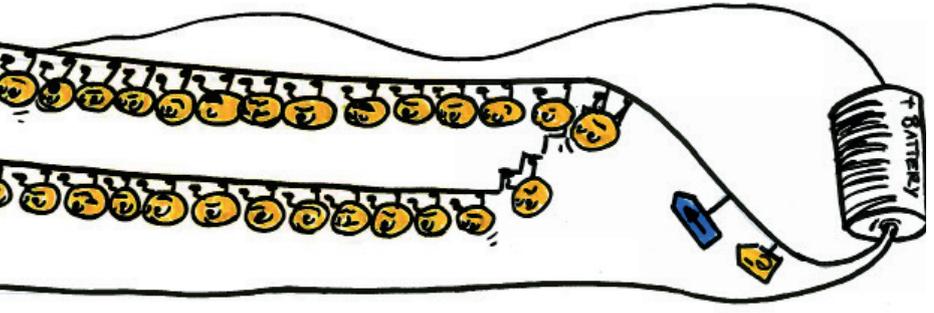
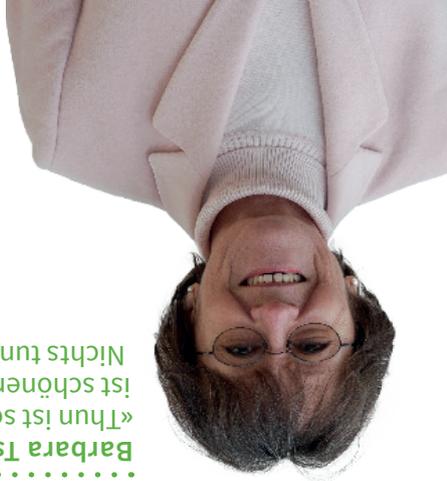
$E / t = U \times I$. Also Energie pro Zeit entspricht der Spannung mal die Stromstärke. Um viel Energie in einer bestimmten Zeit zu übertragen ist also eine hohe Spannungstärke oder eine hohe Stromstärke nötig. Für eine grosse Stromstärke werden sehr dicke Leitungen benötigt. Es wird daher bevorzugt, hohe Spannungen zu erzeugen um viel Energie zu transportieren.

Was den Unterschied ausmacht: Beim Gleichstrom fließen die Elektronen fortlaufend in die gleiche Richtung.

Von Wechselstrom spricht man, wenn sich die Elektronen immer wieder zurück bewegen. Beim Strom aus der Steckdose ändert sich die Richtung des Stroms 50 mal pro Sekunde. Wechselstrom kann von einem Gleichrichter in Gleichstrom gewandelt werden, umgekehrt funktioniert dies mit einem Wechselrichter.

Sebastian Käser

Barbara Tschopp (61)
 «Thun ist schön, nur Nichtstun ist schön. So ein Quatsch! Nichts tun heisst nicht leben»



Gleichstrom

LED-Lampen und das Laden von Akkus im Handy oder im Elektroauto wird Gleichstrom benötigt. Jedes dieser Geräte besitzt einen Gleichrichter, eingebaut oder als Netzteil, das den Wechselstrom aus der Steckdose in Gleichstrom umwandelt. Diese Richter sind klein und häufig nicht auf dem neusten Stand der Technik. Es wäre deshalb viel effizienter in Gebäuden zusätzlich über ein Gleichstromnetz zu verfügen, das durch einen grossen und effizienten Gleichrichter zentral versorgt wird. Siemens erforscht solche Stromnetze mit diversen Partnern aus ganz Europa im EU-Projekt «DC Components and Grid». Die Forscher erwarten fünf bis zehn Prozent Energiesparnis. Betrachtet man den Anteil von Gebäuden am gesamten Energieverbrauch, der 40 Prozent beträgt, machen diese fünf bis zehn Prozent also bereits einen grossen Unterschied. Für die Energiewende, welche die Schweizerische Politik anpeilt, werden neben den kleinen lokalen Netzen Leitungen für Gleichstrom durch ganz Europa geplant. Die erneuerbaren Energiequellen, die uns mit dem Windstrom aus der Ostsee oder Solarstrom aus der Sahara versorgen sollen, sind meist weit von den Verbrauchern entfernt. Der möglichst verlustlose Transport wird in Zukunft durch Hochspannungsgleichstrom erfolgen.



Hochspannung

Bild: Verena Stucker

Die Elektronen
 Der elektrische Strom, also Gleichstrom, sowie auch Wechselstrom, ist die gerichtete Bewegung von Elektronen in einem Leiter. Elektronen sind extrem kleine Elementarteilchen, die negativ geladen sind. Metalle haben viele, frei bewegliche Elektronen, dadurch sind sie gute Leiter für den elektrischen Strom. Ein Strom entsteht, wenn am einen Ende eines Drahtes mehr Elektronen vorhanden sind als am anderen. Da sich gleiche Ladungen abstossen, werden die Elektronen zur kleineren Konzentration gedrückt – ein Strom beginnt zu fließen.

Sebastian Käser



Arbeit



und

Magazin von Alt und Jung

2. Ausgabe | 2. Februar 2013



Über die Arbeit rätseln

WIE ES FUNKTIONIERT:

Rätseln Sie und senden Sie uns das Lösungswort zu (per Post oder via Website: www.jungund-alt.ch). Die Buchstaben in den blauen Kästchen ergeben das Lösungswort. Die Umlaute ä, ö und ü werden in diesem Rätsel mit Pünktchen geschrieben. Das Lösungswort des letzten Kreuzworträtsels war «Sandkastenliebe». Aus ungefähr 30 Teilnehmenden wurde der Name von Brigitte Kämpf aus Steffisburg gezogen.

1. Ein Werkzeug. Zusammen mit der Sichel ein Symbol des Kommunismus.

2. Die Meister eines Handwerks schlossen sich früher in ... zusammen.

3. Müssiggang in der ..., Arbeit im Alter. (Sprichwort)

4. Eine Arbeitstugend

5. Eine anstrengende Arbeit (auf Schweizerdeutsch)

6. Häufigeres Arbeitszeitmodell von Frauen als von Männern.

7. Am Ende eines Arbeitstags ist ...

8. Viele junge Leute sind in Südeuropa durch die Wirtschaftskrise davon betroffen.

9. Im Ruhestand

10. Arbeiten im Berndeutschen

11. Ein fliegendes Tier, das Mitte der 1990er Jahre von der Schweizer Armee aus dem Dienst entlassen wurde

12. Um einen Arbeitsvertrag zu beenden, braucht es eine ...

13. Zwangsarbeit. Im Mittelalter und der frühen Neuzeit der Dienst von Bauern für die Grundherren.

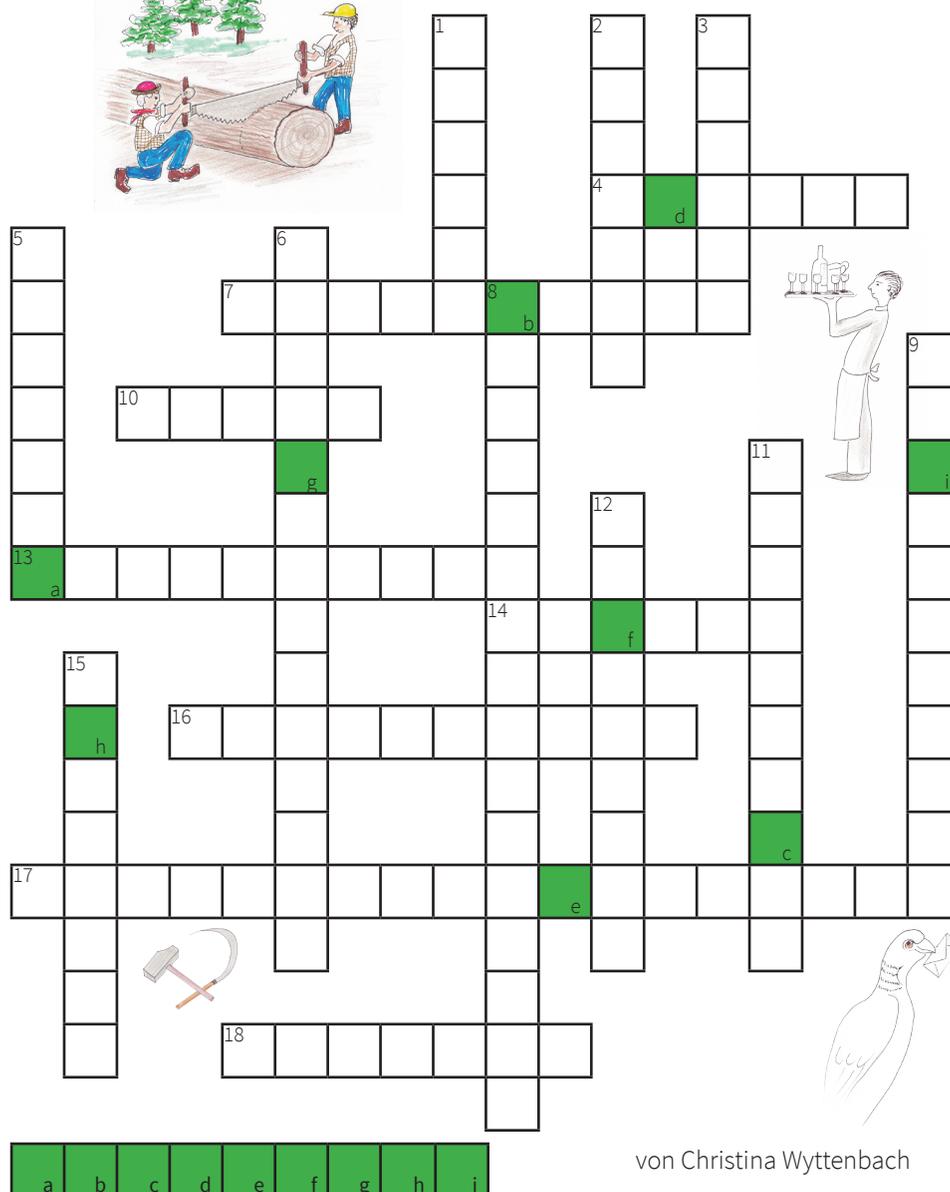
14. Schwere Arbeit in der Jugend ist ... Ruhe im Alter. (Sprichwort)

15. Was du heute kannst ..., das verschiebe nicht auf morgen. (Sprichwort)

16. Ein Arbeitssüchtiger (engl.)

17. Arbeit aus freien Stücken und ohne Lohn

18. In der Physik ist es die Fähigkeit, Arbeit zu verrichten. (alte Definition)



von Christina Wytenbach



Zeitreise

Zur Geschichte der Arbeit.

Seite 5



Michele Corona

Der Schlüssel des Concierge.

«und» die Geschichten

Seiten 14 + 15



Übergänge

Schule, Arbeitswelt, Pension.

«und» das Gedicht

Seiten 18 + 19

Lehrling und Pensionär: zwei Maurer im Gespräch mit «und»

Seiten 6 + 7

Arbeiten, nicht arbeiten? Ein Essay zu grundlegenden Fragen

Seiten 8 + 9

Muttersein, auch Arbeit? – Alt und Jung im Vergleich

Seiten 10 + 11

«Das Leben geht einfach weiter.» Geschichte eines Entlassenen

Seite 12

Wie sich ein Beruf verändert. Dem «Pösteler» auf der Spur.

Seite 13

Was passiert mit einer ehemaligen Fabrik? Die Fotoschichte

Seite 17

Arbeit gibt Sinn

..... Silvia Rubin (79)

Bald werde ich 80 Jahre alt. Ich schaue gerne zurück und überlege mir, was die Arbeit mir bedeutet hat. Schon bevor ich die Schule besuchte, war alles, was mich mit dem Wort Arbeit verband, lustvoll und interessant. Tannzapfen sammeln, stricken lernen, Bücher lesen, Walderdbeeren für ein feines Birchermüesli suchen, Küchenboden und Treppen aufwischen, Brot kaufen – alles war für mich ein Vergnügen. Da die Mutter in der Zündholzfabrik arbeiten musste und der Vater mit 34 Jahren gestorben ist, waren wir oft allein zu Hause.

Arbeit bedeutet nicht für alle das selbe. Für mich bedeutete es schon als Kind eine willkommene Abwechslung. Anderen eine Freude zu bereiten, Neues lernen, mit anderen Menschen zusammen zu sein – all das war für mich Lust und Freude. Nie war Arbeit für mich ein «Muss». Ich hatte das Glück, selbständig zu arbeiten. Dies hiess auch, nicht dauernd überwacht zu werden, sondern selber zu bestimmen, wann und wie die Arbeit zu erledigen ist. Das war für mich immer ein grosses Geschenk. Ich bin dankbar, unendlich dankbar, dass ich nicht jeden Tag viele Stunden, Wochen, Monate und Jahre eine Produktionsmaschine bedienen musste.

Es gibt viele Menschen, die in ihren Jobs unglücklich sind. Sie fühlen sich fremdbestimmt, werden depressiv, traurig und sehen oft keinen Sinn mehr im Leben.

Andere verlieren den Arbeitsplatz, scheitern als Selbstständige oder erleiden einen Misserfolg in ihrem Beruf. Viele Arbeitslose, besonders Langzeitarbeitslose, haben grosse Mühe, sich in der Gesellschaft frei zu bewegen. Ohne Arbeit, ohne Einkommen, abhängig von der Arbeitslosenversicherung oder vom Sozialamt, ist es sehr schwer. Schwer ist es besonders für ältere Menschen. Sie schämen sich und wagen sich kaum noch, an Veranstaltungen, Kursen, Konzerten, Theater oder sogar an sonntäglichen Gottesdiensten teilzunehmen. Meine Mutter erzählte uns, wie sie als Schulkind, wenn sie aus der Schule nach Hause kam, immer zuerst einer alten Frau das Essen brachte. Da gab es noch keine Alters- und Hinterlassenenvorsorge (AHV), kein Sozialamt. Die armen Leute mussten auf der Gemeinde um Hilfe betteln und in der Schule wurden die Kinder dieser Arbeitslosen als «Gemeindefresser» verspottet. Die Suizidgefahr der Betroffenen war damals noch grösser als heute.

Wenn man eine Arbeit machen darf, die einen befriedigt und herausfordert, darf man sich glücklich schätzen. Man wird selbstbewusster und sicherer und fühlt sich angenommen und gebraucht in der Gesellschaft. Dies ist vielleicht sogar der wichtigere Teil der Arbeit als das Geldverdienen an sich.

Diese Arbeit – ein Privileg

..... Jonas Aegeter (19)

Liebe Leserin, lieber Leser

Herzlichen Dank! Jetzt muss ich Ihretwegen arbeiten. Ich könnte ein Buch lesen, könnte meine Ferien geniessen.

Ich freue mich schon sehr auf den Tag, an dem ich mein Matura-Zeugnis in den Händen halten werde. Richtig arbeiten möchte ich dann, arbeiten und davon leben – möchte mich selbst definieren. Nach Karl Marx, Philosoph und Nationalökonom, definiert der Mensch sich selbst durch Arbeit. Arbeit sollte nicht entfremdend, sondern dem Menschen entsprechend sein. Meine Arbeit soll mir gefallen, letztendlich ist sie aber doch nur Mittel zum Zweck - und ich möchte friedlich in Kaffees sitzen können, ein Buch lesen. (Ganz) zuwider der marx'schen Definition.

In der heutigen Welt kann sich längst nicht jeder durch seine Arbeit definieren. Wahrscheinlich war das noch nie gegeben. Einigen durch die Arbeit entfremdeten Menschen gelingt es, sich durch die entfremdende Arbeit eine sie definierende Freizeit zurück zukaufen - und dann sind da noch jene Arbeiterinnen und Arbeiter, denen selbst dies nicht möglich ist. Nicht zuletzt ist das Leiden, besonders jener von Menschen in Entwicklungsländern, durch unseren Wohlstand, durch unsere Freizeit definiert. Oder steht auf dem neuen Kleidungsstück oder dem neuen Smartphone «Made under fair conditions in Switzerland?»¹ Nein, aber «Made under awful conditions by one countries poorest»² will doch keiner lesen.

Um noch auf die Generationen zu sprechen zu kommen: Arbeit beschäftigt uns alle, egal ob Alt oder Jung. Die ganz Jungen müssen noch nicht arbeiten und die ganz Alten müssen oder können nicht mehr arbeiten. Sie beide werden von dem Teil der Gesellschaft, zwischen Alt und Jung getragen.

Ich jedenfalls darf diese Gedanken zu Papier bringen, kann mich dieser Arbeit, dieser mich bestimmenden Tätigkeit widmen. Ein Privileg. Herzlichen Dank!

1 deutsch: „Unter fairen Bedingungen in der Schweiz hergestellt.“

2 deutsch: „Unter schrecklichen Bedingungen von den ärmsten eines Landes hergestellt.“

Arbeit

schwer • thema

«Arbeit gibt uns mehr als den Lebensunterhalt, sie gibt uns das Leben»

HENRY FORD

Arbeit als Beitrag zum Leben

..... Livia Thurian (18)

Für einige Menschen sind nur Leistungen, die bezahlt werden, Arbeit. Für die anderen muss Arbeit Erfüllung bringen, egal ob sie bezahlt wird. Eigentlich können wir aber jede Tätigkeit, die wir ausüben, als Arbeit definieren. Vom Zähneputzen über Zimmeraufräumen bis hin zur bezahlten Arbeit. Definiere ich alle Tätigkeiten, die wir verrichten, als Arbeit, ist klar, dass wir nicht ohne sie sein können. Kein Leben ohne Arbeit. Sie macht uns zu dem, was wir sind: Menschen. Denn auch Zähneputzen macht mich als Mensch aus. Es gibt kein Tier, das sich mit einer Bürste die Zähne putzt, und auch jeder Mensch tut es verschieden.



Schön ist es aber, wenn die Arbeit, die wir verrichten, jemand anderem ausser uns selbst hilft. Dies gibt uns Sinn und Freude, nicht nur an der Arbeit selbst, auch am Leben. Ziel der Arbeit sollte immer sein, nicht nur zum Lebensunterhalt, sondern auch zum Leben selbst beizutragen.

arBETTslos

..... Valerie Stoll (17)

Arbeiten bedeutet Leben, doch was wäre ein Leben ohne die Arbeit?

In meinem Szenario ist der Mensch arbeitslos, keiner hat einen Beruf und kein Beruf existiert. Man ist nicht gezwungen um 6:00 Uhr aufzustehen, folglich bleibt man noch etwas im Bett liegen. Das Problem ist aber, dass es keinen Schreiner und auch keine Ikea-Verkaufsleute gibt, die mir ein Bett verkaufen könnten. Das Bett muss man sich also zuerst selber zusammenbauen.

Dazu nimmt man aber einfach etwas Holz und Nägel, vielleicht noch einen Hammer. Doch halt, es gibt weder Holzfäller noch einen Eisenschmied. Alles muss selber hergestellt werden.

Man erkennt, dass ein Leben ohne Arbeit nicht möglich ist. Wir sind abhängig davon, dass jeder seinen Job erledigt und wir von den Resultaten profitieren können. Doch nur weil wir Menschen abhängig sind von den Berufen anderer Leute, bedeutet dies noch lange nicht, dass die Arbeit alleine uns das Leben gibt.



Arbeit – kein Garten Eden

..... Karin Mulder (73)

Einen Lebensunterhalt brauche ich, dafür arbeite ich – auch heute noch, wenn auch in anderer Form als früher. Arbeit regelt meinen Tagesablauf, Arbeit eröffnet mir immer wieder neue Horizonte, lässt mich zur HelferIn, ErfinderIn, EntdeckerIn, ForscherIn werden.

Arbeit kann mir grosse Freude bereiten, ebenso auch Mühe oder sogar Ärger. Arbeit kann meinen Geist und meinen Körper in Hochform bringen, ebenso kann Arbeit krank machen. Arbeit ist wichtig, sie bringt Befriedigung und Wertschätzung. Wie wäre mein Leben ohne Arbeit?

Ich finde es fragwürdig, dass man Menschen hauptsächlich über ihre Arbeit definiert. Begegnen sich fremde Menschen, ist oft die erste Frage: «Wo sind Sie tätig?» Oder: «Was arbeitest du?»



Eigentlich möchte ich den Zusatz von Henry Ford «sie gibt uns das Leben» widerlegen, denn es gibt so viele Arbeitslose. Je länger ich darüber nachdenke, desto lieber würde ich lieber schreiben: Arbeit ermöglicht ein würdiges Leben.

Sisyphus lässt grüssen

..... Matthias Köchlin (65)

Ich frage mich: Nur wenn ich arbeite, habe ich ein Recht auf Leben? Oder umgekehrt gefragt: Wenn ich nicht arbeite, habe ich keine Lebensberechtigung? Das kann es wohl nicht sein. Und wer gibt mir das Leben? Wir haben doch einen Schöpfer? Er hat uns gemacht. Ich bin kein Zufall, ich bin gewollt, geliebt!

Doch die Bibel anerkennt, dass Arbeit durchaus etwas kostet: Sie kostet uns «den Schweiß unseres Angesichtes». Arbeit ist also nicht unser Leben, vielmehr eine Last, ja vielleicht sogar ein Fluch. A propos Fluch: Der gute alte Sisyphus (griechischer Mythos) wälzt seinen Stein ohne Unterlass den Berg hinauf. Doch wenn er ihn oben hat, dann fällt er ihm wieder hinunter und die ganze Übung beginnt von vorne. Sisyphus arbeitet ohne Pause, und er hat keine Chance auf Erfolg. Ja, er kennt den Sinn seiner absurden Arbeit nicht. Steine wälzen ist sein Schicksal, weil er dazu verdammt worden ist.

Ich würde mir trotzdem mal eine Pause erlauben, oder im Extremfall davonlaufen.



Eine kleine Geschichte der Arbeit

Arbeit war und ist notwendig für das Überleben der Menschheit. Doch die Arbeitseinstellung hat sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder verändert. Von Aristoteles über Calvin bis hin zu uns selbst – eine Zeitreise.

..... *Miriam Lenoir*

..... *Tabea Arnold*

Arbeit zum Nutzen aller ist eine Grundlage für jede Gesellschaft. Geplante Arbeit und sinnvolle Arbeitsteilung bedeuten bessere Ergebnisse.

Freiheit nur ohne Arbeit

In der Antike war Arbeit unter den Intellektuellen verpönt. Arbeit und Freiheit waren für die antiken Philosophen unvereinbare Gegensätze. Wirklichen Wert maß zum Beispiel Aristoteles (386 bis 322 vor Chr.) nur Handlungen bei, die nicht auf ein äußeres Ziel gerichtet sind, sondern ihren Zweck in sich selbst finden. Und in seinem Werk «Politika» bezeichnet er Handwerker als Banausos: Banausen. Die einzige Möglichkeit, frei von Arbeit zu sein, sah er damit in der Unterwerfung und Versklavung anderer Menschen.

Idealbild war der unabhängige und von materiellen Sorgen befreite Bürger, der über hinreichend Muße verfügte, sich um die Politik des Staates zu kümmern.

Es gab aber nicht nur unfreie Arbeiter, sondern natürlich auch freie. Jedoch hatten diese kaum Rechte und Ansehen.

Gott geht vor

Im frühen Mittelalter gab es drei Stände: Die Bauern, dritter Stand, waren für die Arbeit zuständig. Die Geistlichen, erster Stand, beteten und waren für das Seelenheil zuständig, und die Adligen, zweiter Stand, regierten und führten Kriege. Die

Arbeit in jeglicher Form galt weni-

ger als die Beschäftigung mit Gott. Dadurch entstanden viele religiöse Orden, die nur von der religiösen Betätigung und vom Betteln lebten. Eine Ausnahme bildete der Benediktinerorden, bei dem die Mönche nach dem Grundsatz «ora et labora et lege», zu deutsch: «Bete und arbeite und lies» lebten. Nach Benedikt von Nursia (480 bis 547 nach Chr.), dem Gründer des Benediktinerordens, ist das Nichtstun der Feind der Seele. Im späten Mittelalter wurde die Arbeit aufgewertet, auch als Folge der Reformation. Ein Grundsatz der Reformation war: «Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen». Arbeit heißt nun Pflicht und Ordnung. Sie wurde auch als Mittel gegen Armut gesehen.

In der beginnenden Neuzeit, 16. bis 18. Jahrhundert, stieg das Bürgertum auf. Diese Schicht definierte sich über Arbeit und Leistung. Vertreter dieser Schicht waren Kaufleute, Händler, Ärzte, Juristen und Bankiers. Handwerker organisierten sich zu Zünften.

Die Folgen einer Arbeitsethik

Die calvinistische (Calvin: 1509-1564 nach Chr.) Arbeitsethik sah Arbeit als den von Gott vorgeschriebenen Selbstzweck des Lebens an. Der wirtschaftliche Erfolg stand im Vordergrund. Zeitvergeudung, wozu auch übermäßig langer Schlaf oder Luxus zählten, galt als schlimme Sünde. Doch erst im 18. Jahrhundert veränderte diese These die Arbeitsmoral und Ethik in Europa. Die Einstellung führte zum wirtschaftlichen Aufschwung und war maßgebend für die Industrialisierung und schuf den modernen Kapitalismus. Mit der aufkommenden Industrialisierung veränderte sich die Arbeitswelt radikal. Die Heimarbeit verschwand, immer mehr Men-

schen arbeiteten in Fabriken unter unmenschlichen Bedingungen. Die Arbeiter wurden ausgebeutet. Der Lohn reichte kaum zum Leben. Bereits Kinder mussten in die Fabriken. Viele Arbeiter starben früh, gesundheitlichen Schutz gab es keinen. Es bestand eine klare Trennung zwischen der Arbeiterschicht und den Bürgerlichen, die – wenn überhaupt – nur als Kaufleute, Unternehmer und Intellektuelle arbeiteten.

Und heute?

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der westlichen Länder verwischten sich die Grenzen zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Ständen immer mehr. Heute bestimmt Arbeit nicht nur das Einkommen, sondern auch das Sozialprestige und die Selbstachtung. Wer keine Arbeit hat, wird schnell als «fauler Sack» oder «Sozialschmarotzer» abgestempelt. Gleichzeitig brennen immer mehr Menschen regelrecht aus, sie kommen mit den Anforderungen der Leistungsgesellschaft nicht mehr zurecht.

Ist unser Verhältnis zur Arbeit wirklich besser, als das früherer Generationen? Zerstört unsere Leistungsgesellschaft mit ihren Ansprüchen den Menschen? Diese Fragen können wir uns stellen. Sie zu beantworten, müssen wir wohl künftigen Generationen überlassen. Vielleicht sind sie darüber genauso entsetzt, wie wir es über die Ansprüche des Aristoteles sind.



Illustration: Isabelle Schlatter

Maurer im Interview

Im Gespräch mit dem pensionierten Maurer Markus Blaser (66) und dem Lehrling Janik Roseng (15).

..... Matthias Köchlin

..... Demian Thurian

Janik ist ein begeisterter Lehrling und arbeitet gerne den mit anderen auf der Baustelle. Auch wenn er manchmal gar viel mit anpacken muss, wenn es ums Aufräumen geht: Seine Arbeit macht ihm Freude. Der Fünfzehnjährige besucht jeden Dienstag die Schule in Interlaken. Neben den bekannten Fächern Mathematik oder Sport besucht der Lehrling auch Fächer wie Allgemeinbildung oder Baustoffkunde.

Janik Roseng und Markus Blaser sprechen mit «und» über ihre Arbeit als Maurer.

Der Lehrling findet, dass die Schule gut zu meistern sei: «Wenn man sein Zeug erledigt und am Ball bleibt, bereitet einem das keine Sorgen.» Auch die Hausaufgaben seien für ihn keine grosse Herausforderung.

Gute Arbeit, schlechter Lohn

Markus Blaser zeichnete schon in der Schule gerne. Deshalb wollte er Bauzeichner werden. In Wattenwyl durfte er bei einem Architekten während seinen Ferien Werkpläne zeichnen. Der Architekt war zufrieden mit ihm, doch

die Lehrstelle war noch nicht frei. Deshalb musste Markus Blaser ein Zwischenjahr einlegen. Er fand als Volontär bei Hochbau Rothacher in Thierachern vorübergehend Arbeit. Der Volontär sei «die rechte Hand des Poliers» gewesen.

Nach einem halben Jahr habe bei sich Markus Blaser beim Chef beschwert, «weil nach der Arbeit die Kollegen immer noch Bier tranken, anstatt dass sie nach Hause gefahren wären.» Dies passte dem heutigen Pensionär nicht. Aber der Chef sah keine Möglichkeit, daran etwas zu ändern. So verliess Markus Blaser die Stelle und fand eine neue im Strassenbau. Als das Jahr um war, begann er seine Lehre im Architekturbüro in Wattenwyl. Bei der Lehrabschlussprüfung sei er der Zweitbeste gewesen. «Darauf war ich stolz.» Auch sein Lehrmeister sei zufrieden gewesen und hätte ihn im Architekturbüro gerne weiter beschäftigt. Doch mit dem Lohn stimmte es nicht. Er bekam nur 600 Franken pro Monat, eindeutig zu wenig.

Der Maurer

Markus Blaser begann bei Messerli in Steffisburg eine Zusatzlehre als Maurer. Weil er Pläne zu lesen vermochte und auch über praktische Erfahrung verfügte, rutschte er bald in die Rolle eines Vorarbeiters.

Nach nur zwei Jahren machte er die Prüfung als Maurer. Anschliessend war er fünf Jahre Instruktor an der Maurerlehrhalle in Thun. Nebenbei besuchte er die Polierschule in Sursee und schon bald folgte die Abschlussprüfung.

In der Baubranche folgte jedoch bald eine Baisse. Markus Blaser entschied sich zu einem mutigen Schritt: einem Berufswechsel. Er schloss in Münsingen erfolgreich eine Lehre als Psychiatriepfleger ab und arbeitete anschliessend auf der Frauenabteilung der Psychiatrie. Ein starker Gegensatz zu seinem früheren Beruf. Später fand Markus Blaser Arbeit in Altersheimen. Er wurde stellvertretender Heimleiter. Die soziale Richtung entsprach ihm zwar, ein Problem machte ihm aber Sorgen: «Ich wurde immer beleibter und schwerer.» Deshalb entschied sich er sich zur Rückkehr in den Maurerberuf. Er war selbständiger Akkordmaurer und auf vielen Baustellen anzutreffen. Als Selbständiger hatte er keine gute Altersrente in Aussicht, daher liess er sich später von Schüpbach Hans, Heimenschwand, als Akkordmaurer anstellen.

Kürzere Arbeitszeiten

Wie haben sich die Arbeitsbedingungen im Verlaufe der Zeit auf der Baustelle verändert? War es früher strenger, verglichen mit heute? Markus Blaser arbeitete früher zehn



Stunden pro Tag, plus fünf Stunden am Samstag. Also 55 Stunden in der Woche. Heute ist das anders. Der Lehrling Janik arbeitet im Sommer pro Tag um die neun Stunden. Im Winter eine Stunde weniger. Am Samstag hat er frei.

Die Rolle des Poliers hat sich sehr verändert. Früher arbeitete der Polier mit auf der Baustelle. Heute sieht man ihn kaum mehr dort, er ist heute für die Pläne zuständig. Markus Blaser wollte praktisch arbeiten, sich nicht mit Papierkram abgeben. Deshalb beendete er seine Arbeit als Polier.

Heute sind Poliere verantwortlich für Fehler, wenn zum Beispiel falsch angezeichnet wird. Deshalb könne man früher nicht mit heute vergleichen, sagt Markus Blaser. Als angestellter Akkordmaurer war er nicht alleine verantwortlich. Die Gruppe musste den Auftrag fertigmachen. Den Unterschied bei den Arbeitsbedingungen machen die Vorarbeiter. «Wenn die gut sind, dann ist die Arbeit angenehm», findet der Pensionierte. Heute unterlägen die Poliere der Versuchung, die Arbeitsrapporte aufzublasen, meint er weiter. Das habe damit zu tun, dass über alles berichtet werden müsse und sie gar nicht mehr bei der Arbeitsgruppe seien. Das würde teilweise von den Arbeitern ausgenutzt – zu lange Rauchpausen. Markus Blaser wollte kein solcher Polier sein. Er war dabei, als auf der Baustelle des Westsides eine ganze grosse Mauer abgerissen werden musste, weil sie durch den Polier falsch angezeichnet worden war. 18 Arbeiter mussten die Mauer neu errichten. Heute werden die Pläne immer komplizierter und sie zu lesen sei immer schwieriger.

Keine Dusche – aber eigenes Material

A propos Arbeitstempo: Wird heute schneller oder langsamer gearbeitet als früher? Auch das könne man schwer vergleichen, vermutet Markus Blaser. «Heute wird nicht mehr gleich gebaut wie vor 50 Jahren.» Das Betonieren sei ganz anders geworden. Das richtige Material am richtigen Ort mache heute das Bauen schnell. Heute seien es eher die Vorgesetzten, die Stress haben, der Maurer weniger.

Zu Beginn der Lehre besuchte Lehrling Janik einen dreiwöchigen Kurs. Da bekam er eine Maurerkiste mit Material. «Zurzeit brauche ich für die Arbeit nur die Nageltasche, den Hammer und eine Beisszange», zählt Janik auf. Die Kiste hat er im Moment zu Hause. Auch Arbeitskleider und Schuhe hat er von der Frutiger AG bekommen.

Markus Blaser bekam damals auch eine Kiste, «aber die war kleiner.» Die Ausrüstung sei einfacher gewesen. Als Akkordmaurer brauchte er nur vier Sachen: Schnur, Bleiwaage, Kelle, Hammer. Das Material wird, wenn notwendig, ausgetauscht. Heute haben Bauplätze manchmal sogar Duschen. Aber normalerweise duscht man zu Hause – heute wie früher.

Alkohol – ein Thema?

Was für eine Rolle spielt der Alkohol auf der Baustelle? Wird während der Arbeitszeit Bier getrunken? Gibt es einen Unterschied zwischen damals und heute? Bei der Frutiger AG wird nicht getrunken. Markus Blaser hat aber einen Vorarbeiter erlebt, der jeden Tag zwölf Flaschen Bier trank. Er war ein fleissiger Maurer und ein guter Arbeiter, aber in jedem Raum auf der Baustelle parkierte er eine Flasche. Das war Markus Blaser unangenehm. Und später musste er auch feststellen, dass viele «Akkordler» ein Alkoholproblem hatten. Auch wenn heute weniger getrunken wird, einige verstecken noch heute ihre Alkoholsucht, vermutet Markus Blaser. Wie war es mit der Angst vor dem Vorgesetzten? «Früher war man lauter», sagt Markus Blaser. «Heute wird mehr erklärt, wenn man Fehler macht», ergänzt Janik.

Janik sagt, dass man ihn auf einer Baustelle immer gut behandle. «Die Vorgesetzten holen einen direkt zu sich und man bespricht die Situation zu zweit.» Markus Blaser sagt, dass es früher schon mehr Provokationen und Auseinandersetzungen gegeben habe, «aber heute werden die Auszubildner der Lehrlinge auch geschult.» Das Wissen trage heute ebenfalls viel dazu bei, dass auf den Baustellen besser gearbeitet werde. Neben kleinen Zwischenfälle, von denen uns Janik und Markus Blaser erzählen, waren keine weiteren Probleme zu hören.

Lange Prüfungen und neue Hobbys

Was ist denn der Höhepunkt für einen Maurer? Janik weiss noch nicht, was er antworten soll. Denn er weiss auch noch nicht, was er machen will wenn er die Lehre abgeschlossen hat. Markus Blaser weiss mehr zu erzählen: «Der Weg zum Polier war hart.» Er selber absolvierte die Polierschule in Thun. Es sei die härteste Prüfung gewesen die er je gemacht hatte. Sie dauerte fünfzehn Tage, behandelte fünf Fächer und zu jedem Fach wurden die Prüflinge bis zu eineinhalb Stunden befragt. Markus Blaser bestand die Prüfung, wollte sich aber nicht bis zum Bauführer weiterbilden, da er andere Ziele verfolgte.

Ab und zu arbeite er noch, sagt uns der Pensionär, aber nur noch kleinere Aufträge. Lieber aber beschäftigt er sich mit seinem neuen Hobby. Er hat eine eigene Modelleisenbahn, die auch die Enkel erfreut.

.....
Demian Thurian (14): «Wir arbeiten um zu leben, wir leben nicht um zu arbeiten.»

.....
Matthias Köchlin (65): «Arbeit ist lästig», muss aber sein; je sinnvoller Arbeit ist, desto befriedigender.»



Morgenstund hat Gold im Mund

Was lässt den Menschen zum Arbeitstier werden? Wäre unsere Welt nicht besser ohne Arbeit? Diesen und anderen Fragen gehen wir auf die Spur.

..... Livia Bühlmann (20)

Wenn es hell wird am Himmel

Frühmorgens in einer x-beliebigen Kleinstadt: Es klingelt. Es piepst. Es singt. Zeit aufzustehen, sagt das fiese kleine Gerät neben dem Bett. Fertig geschlafen, raus aus den Federn und ran ans

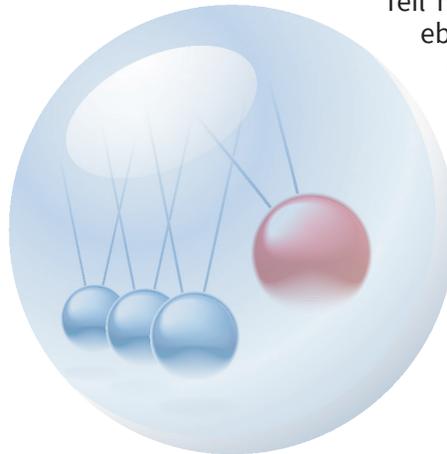


Illustration:
Livia Bühlmann

Tagwerk. So manch verschlafene Hand stellt den kleinen Quälgeist mit Namen «Wecker» wieder ab. Noch zehn Minuten – einmal Snooze, Schlummern oder wie der kleine Knopf auch immer heisst. Und schon ist es wieder still. Und schon ist man wieder im Reich der Träume. Für zehn Minuten, denn dann legt der Freund vom Nachttisch wieder los. Grell, laut und fies. Aufstehen halt. «Morgenstund' hat Gold im Mund», hat mein Vater mir stets grinsend am Frühstückstisch erklärt. Ich – die da mit Bettfrisur, kleinen Augen und Kopfkissenabdruck auf der Wange am Tische sass – nickte mindestens einmal in der Woche brav zu Papas Morgenweisheit. Sehen wir nun für einmal über diesen automatisierten Vorgang der Ignoranz hinweg und fragen uns, was an diesem Sprichwort wahr ist.

Arbeit um der Beschäftigung Willen?

Morgenstund und Gold – was macht den Morgen für Menschen wie meinen Vater so extrem wertvoll? Nun gut, kann ich die morgendlichen Stunden faul in meinem Bett verbringen, so finde ich das auch goldig. Doch bloss um aufzustehen und zur Arbeit zu gehen – nun ja. Doch da kommt der Punkt: Arbeit. Seit Menschengedenken arbeitet der Mensch zum Überleben. Was früher Jagen und Sammeln war, ist heute



Analysieren und Entwickeln. Verkaufen und Vertreiben. Fordern und Leisten. Wir stehen auf, gehen raus, fahren los, sitzen hin und arbeiten. Die einen vielleicht auch ohne zu sitzen. Stimmt. Die stehen, gehen oder rennen dann. Arbeitend. Um dann Ende Monat ein hübsches Sümmchen als Entschädigung für die Mühen auf dem Konto zu haben, dank

dem dann wiederum tote Tiere oder auch Beeren gekauft werden können (unvollständige Aufzählung). Und doch: Arbeiten wir tatsächlich nur um zu überleben? Henry Ford hält dem folgendermassen entgegen: «Arbeit gibt uns mehr als den Lebensunterhalt; sie gibt uns das Leben.» («und» Philosophiert über diese Frage auf Seite 4) Was wir daraus schliessen: Arbeit existiert einerseits als Produktionsmaschine des Lohnes, als Mittel zum Zweck sozusagen. Und auf der anderen Seite stellt die Arbeit einen Lebensinhalt dar, etwas das uns das Leben erleben lässt. Ob die Maschine allerdings bereits in den frühen Morgenstunden angeworfen werden muss, bleibe dahin gestellt. Und doch – dieser andere Teil macht es doch aus, dass wir eben jeden Morgen aufstehen, dass wir nach den Ferien wieder zur Arbeit gehen.

«A propos Ferien»

Als Gegenstück zu Fords Aussage sei hier der französische Schriftsteller Anatole France erwähnt.



Er schrieb einst: «Die Arbeit ist etwas Unnatürliches. Die Faulheit allein ist göttlich.» Nun, haben Sie schon je versucht, über eine längere Zeit einfach nur faul zu sein? Nichts zu tun? Vor sich hin zu vegetieren? Das viel gerühmte Leben der Katze auch mal selbst zu führen? Schlafen, fressen, scheissen, schlafen. Also, mir wird langweilig dabei. So richtig faul zu sein, ist gar nicht einfach. Nichts tun. Einfach nur sein: Faul sein. «Arbeiten

hingegen, das ist doch einfacher.» – «Aber auch mühseliger!* denkt wohl der eine oder die andere. Darum wage ich zu fragen, ob nun arbeiten oder nichts tun mühseliger ist.

Gedankenexperiment

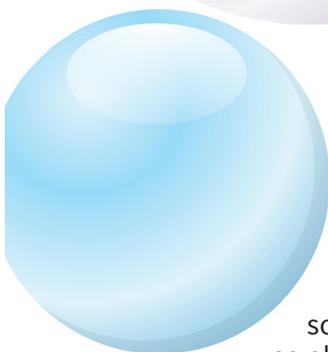
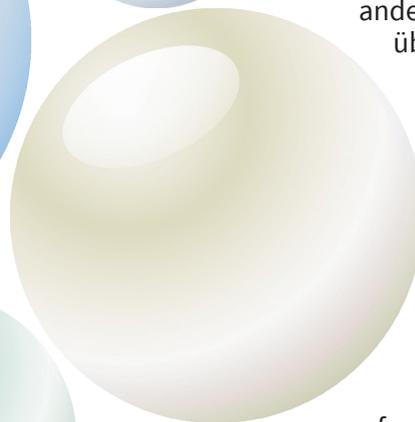
Ich würde mich in eine Kapsel setzen. Ich würde sie füllen, füllen mit Luft. Ich würde dann in dieser Kapsel sitzen, in dieser mit Luft gefüllten Kapsel. Abgekapselt, sozusagen. Ich würde dann sitzend in dieser runden Kapsel schweben. In dieser Kapsel voller Luft. Rund, kein Anfang und kein Ende.

darin «sein» kann, ohne etwas zu tun, lässt sich dieser Sachverhalt des absoluten Nicht-Tun – (was ja das Ziel ist –) bloss als «Ich plus Kapsel» beschreiben.

Übrig von der grandiosen Idee der Faulheit bleibt also bloss ein Satzfragment. Und eine Kapsel, Blase oder was sonst noch

Berufsinformationszentrum, las tolle Broschüren, füllte Testformulare aus und ging zur Studienberatung. Abends kehrte ich mit schwirrendem Kopf nach Hause zurück. Als ich im Bus sass, rief meine Grossmutter an. «Du – wir sind heute im Reisebüro gewesen. Was nicht alles möglich ist! Wir schauten uns unzählige Broschüren an- aber entscheiden konnten wir uns noch nicht.» Müde seien sie nun, meinte meine Grossmama. Müde wie nach einem langen Arbeitstag.

Der eine melkt Kühe, die andere schiebt Betten über lange Flure, der nächste schreibt unverständliche Formeln an Wandtafeln, es werden Windeln gewechselt und Böden gefegt. Morgens läuten Wecker, abends laufen Fernsehgeräte, nachts schwirren Mücken. Arbeit ist alles und alles ist Arbeit. Und das ist doch irgendwie gut so.



gross, rund uns leer ist. Item – Nichts tun geht also nicht. Jedenfalls nicht lebendig. Also doch lieber arbeiten?

Die Qual der Wahl

Als ich schätzungsweise 13 Jahre alt war, fand in meiner Klasse eine Berufswahlwoche statt. Wir kriegten alle ein tolles Buch, konnten uns anhand von Kreuzchentest selber einschätzen und diesem Profil entsprechende Berufe kennen lernen. Einen halben Tag lang wurden wir in die Bibliothek des Berufsinformationszentrums in Bern eingeführt, einen weiteren verbrachten wir als Schnupperlehrlinge und stellten alle noch ein Berufsbild vor. Ein Jahr später hätte man dann wissen sollen, was aus einem werden sollte. Soweit, so gut. Sieben Jahre später kann ich diese Frage leider noch immer nicht beantworten. Einige Wochen ist es her, da stand ich nämlich wieder in eben jener Bibliothek des

.....
Livia Bühlmann (20): «Ein aufrichtiges Dankeschön für «getane» Arbeit ist der schönste Lohn.»



Einfach sein. Sein. Verb, ein Tunwort. Wie kann man etwas tun, das einfach so passiert? Einfach so ohne etwas dazu zu tun. Obwohl es ein TUNwort ist? Ich bin, du bist, er ist. Na und? Wir sind, ihr seid, sie sind. Einfach so. Wir sind, es ist. Und doch bleibt es ein Tunwort. Um also nichts tun zu müssen, darf ich nicht mal sein. Also, noch mal: Wir hätten da eine Kapsel. Eine, grosse, runde Kapsel. Mit Luft gefüllt. Gefüllt mit Luft, mit nichts als Luft. Gefüllt mit «Nichts»? Zum Bersten voll mit lauter «Nichts». Da ich nun aber wohl recht schlecht



Zwischen Pflicht und Freiheit

«Einen Haushalt schmeissen, Mutter sein, das ist auch Arbeit.»

Bild: Elias Rüegegger

Elsbeth Hüttinger ist bald 81 Jahre alt und immer noch sehr kreativ. Als Mutter hätte sie gerne einiges anders gemacht. Doch sie hatte ihre Rolle zu spielen. Ein Gespräch über die Arbeit der Mutter, die Rolle als Frau und ihre eigene Kindheit, mit einer Frau, die gerne etwas später zur Welt gekommen wäre.

..... Elias Rüegegger

«Mhm, die Kinder waren mehr oder weniger geplant.» Nur dass sie so dicht nacheinander zur Welt gekommen seien, das sei weniger geplant gewesen... 1960, zwei Jahre nach ihrer Heirat mit Horst, kam Urs zur Welt. Ein Jahr später Jürg. Nun rief die Familienpflicht. «Ich habe immer einen grossen Freiheitsdrang gehabt.» Sie schaute für Kinder und Haushalt, ihr Mann war sehr beschäftigt mit der eigenen Drogerie: «Dä hani meh vo hinde gseh.» Er sei kein Familienmensch. Damals seien die Männer dominant gewesen. «Halt schon unsere Väter, warum sollte es bei uns anders sein...?!» Vieles sei an ihr hängengeblieben. Das sei ihr erst später richtig bewusst geworden. «Ich möchte das nicht wiederholen.» Lieber wäre sie später zur Welt gekommen, in einer Welt wie heute, wo die Frauen eine neue Rolle haben.

Ihr tüchtiger, frommer Vater

«Ich hatte eine strenge Erziehung. Wollte bei meinen eigenen Kindern vieles anders machen.» Geboren

ist Elsbeth, damals Grossenbacher, in Kiesen, einige Zeit verbrachte die Familie darauf in Dotzigen. In Steffisburg verbrachte diese den Grossteil ihrer Kindheit in einer Umgebung, die ihr wie ein «Paradiesli» vorkam. Zu ihrem Vater hatte Elsbeth Hüttinger immer ein zwiespältiges Verhältnis. Er war Bäcker, ein tüchtiger, ein frommer Mann. Er schlug Elsbeth, die immer etwas gegen Regeln verstossen hatte. «Wirde I umarmt oder gschlage oder beides?» Ihre Kindheit hat sie mit dem Buch «Potz heilige Beck»* verarbeitet.

Überzeugungen

Elsbeth Hüttinger schaut auf, sie wirkt melancholisch, schaut zum Fenster hinaus. Sie sei auch eine strenge Mutter gewesen. Sie fragt sich, ob sie den eigenen Kindern genügend Wärme mitgeben konnte. Eigentlich sei es doch normal, dass man aus dem Erlebten lerne, und anders handle, meint Elsbeth nicht gerade verzweifelt, aber aufgewühlt. «Wichtig ist doch, dass man das Kind lobt, das Gute nennt.» Das sei ihre Überzeugung. Ihre Kinder seien gut herausgekommen. Mit ihren Kindern

habe sie es recht gut gehabt. Sie hätten immer viel mitgeholfen, mehr als ihr Mann. Als dann auch der jüngste, dritte Sohn seine Ausbildung absolviert hatte, ging Elsbeth Hüttinger für drei Monate in eine Malschule. Ihr gefiel das sehr gut. Der jüngste Sohn übernahm zu Hause das Kochen. Elsbeth Hüttinger verarbeitete malend in ihren Bildern die Zeit als Mutter, die Gemälde stimmen nachdenklich.

Haushalten ist auch Arbeit

Sie war Mutter, führte den Haushalt. Ja, das sei auch Arbeit. Zudem war sie auch in der Drogerie im Dürrenast in Thun immer auf Abruf verfügbar. Sie war immer dabei, aber dennoch «habe ich mich allein gefühlt. Ich hätte mich gerne ausgetauscht, so fing ich zu schreiben, später zu malen an.»

Sie ist dankbar, dass Frauen heute anders wahrgenommen werden als früher. Sie findet, Ehepaare sollten heute gemeinsam entscheiden, wer wie viel arbeitet, wer wie oft zu Hause arbeitet, Kinder betreut und den Haushalt macht. Jede Entscheidung, die von beiden Partnern getragen wird, sei eine gute.

* «Potz heilige Beck», Elsbeth Hüttinger, Zytglogge, 128 Seiten, 34 Franken.

«Es gibt einem
sehr viel
zurück»



«Die Gesellschaft schätzt die Hausfrauen zu wenig.» *Rahel Amstutz mit Philine (3), Jonin (1.5) und Iljana (5)*

Foto: Tanja Mitric

23 Prozent der Schweizer Mütter sind erwerbslos – viele von ihnen sind Hausfrauen. Dazu gehört auch Rahel Amstutz (29). Die gelernte Pflegefachfrau ist verheiratet und Mutter von drei Kindern. Im Interview spricht sie über ihre vielseitige Arbeit als Mama und Hausfrau.

Aber ich kann mir vorstellen, dass man mit einer zehn- bis zwanzig-Prozent-Stelle alles unter einen Hut bekommt.

..... Tanja Mitric (18) nehmen.

Könnten Sie sich vorstellen, Vollzeit zu arbeiten?

«und»: *Frau Amstutz, wie sieht ein normaler Wochentag für Sie aus?*

Hilft Ihnen Ihr Mann viel zu Hause?

Rahel Amstutz: Ich stehe um 06:45 Uhr auf und bereite die Flaschen für die Kinder vor. Danach bringen wir die Älteste in den Kindergarten. Bis 11:00 Uhr mache ich die Wäsche, erledige Hausarbeiten, dann koche ich das Mittagessen. Am Nachmittag gehen wir alle nach draussen in den Schnee. Nach dem «Z'vieri» spielen wir noch eine Weile und dann koche ich auch schon das Abendessen. Um 20:00 Uhr bringen mein Mann und ich die Kinder ins Bett und verbringen danach etwas Zeit miteinander.

Ja, das tut er. Am Wochenende etwas mehr, weil er dann nicht den ganzen Tag arbeiten muss. Ich finde aber, unter der Woche muss er nicht auch noch im Haushalt helfen. Das gehört zu meinem Job.

Momentan nicht. Für mich kommt nur Teilzeit in Frage, so zehn bis zwanzig Prozent. Und das am liebsten morgens, denn mir ist es wichtig, am Mittag zu Hause zu sein, wenn die Kinder von der Schule kommen. Arbeiten gehen würde ich aber frühestens, wenn der Jüngste im Kindergarten ist. Erst wenn die Kinder ausgeflogen sind, könnte ich mir durchaus vorstellen, auch Vollzeit zu arbeiten.

Das hört sich nach viel Arbeit an. Was bedeutet es für Sie, Hausfrau und Mutter zu sein?

Wie reagiert die Gesellschaft darauf, dass Sie nicht arbeiten gehen?

In der Gesellschaft ist es nicht immer einfach. Wenn ich sage, ich sei Hausfrau, werde ich manchmal etwas komisch angeschaut. Dann heisst es: «Aha, du arbeitest also nicht.» Ich glaube, die Gesellschaft schätzt den Wert der Hausfrauen nicht genug.

Was halten Sie von Frauen, die ihre Karriere und ihre Familie unter einen Hut bringen wollen?

Das muss natürlich jede für sich selber entscheiden. Ich habe allerdings Mühe damit, wenn die Kinder wegen der Arbeit vernachlässigt werden. In diesem Fall sollte man lieber keine Kinder in die Welt setzen.

Wo sehen Sie Schwierigkeiten für erwerbstätige Mütter?

Ich denke, dass kommt auf den Job an. Büroarbeit beispielsweise bietet vielleicht sogar eine Abwechslung zur Hausarbeit. Es bedeutet sicherlich auch mehr Stress für die Mutter – nur schon jemanden zum Hüten zu finden – wie auch für die Kinder.

Sollten Hausfrauen Lohn für ihre Arbeit erhalten?

Warum auch nicht? (lacht) Die Arbeit der Hausfrauen würde so sicherlich mehr geschätzt.

«Das Leben geht einfach weiter»

«...Das Geschäft läuft auch ohne Kaenzig»

Sylvia Müller

Kennt jemand Kaenzig? Persönlich? Intim? Oder ist gar verwandt mit ihm? Ich selber habe keine Ahnung, wer Kaenzig ist. Nie getroffen. Ich sehe nur zufällig, dass er auf der Sportseite des Thuner Tagblattes erwähnt wird. Warum sollte ich nachforschen, wenn es auch ohne ihn geht? Und das Geschäft läuft. Vielleicht ist er froh darüber, vielleicht hat er gar einen besseren Job? Wurde er wohl entlassen? Oder hat er gekündigt? Oder ist er vielleicht tot? Wichtig ist doch nur, dass das Geschäft auch ohne ihn läuft. Oder könnte es sein, dass er traurig ist über die Nachricht – wütend – enttäuscht?

Eine häufige Meldung in letzter Zeit: Es geht auch ohne Kaenzig – oder ohne dich und mich. 10000 Banker verlieren die Stelle von einem Tag auf den andern. Ohne sie soll es noch besser gehen. Hat denn jemand die Banker gefragt? Sie kamen – sie gingen. Überall, zu Recht oder zu Unrecht. Niemand scheint unersetzbar zu sein.

Ein alter Mann sitzt auf einem Stuhl, neben dem Sauerstoff-Apparat. Er ist krank und weiss, dass er bald sterben wird. Er denkt an sein Leben zurück. Als er geboren wurde, lange her, begann gerade eine beruflich ideale Zeit. Nachkriegsjahre, Wirtschaftswunder. Alles konnte nur besser werden. Es ging aufwärts, überall wurden tüchtige Leute gesucht. Aus einer angesehenen Familie, mit einer guten Ausbildung – und einer gewissen, angeborenen Arroganz – stand ihm bald die Welt offen. Er sah gut aus, er arbeitete hart. Sein erster Arbeitgeber in der Schweiz sandte ihn zur Gründung eines Filialbetriebes ins Nachkriegs-Deutschland, wo es den Anschein machte,

als hätte man nur auf diesen Betrieb gewartet. Das Geschäft blühte, er persönlich wurde mit Lob und Privilegien überschüttet. Er gründete eine Familie und baute ein Haus. Nach zehn Jahren schloss man den Betrieb, und er kehrte in die Schweiz zurück. Hier fusionierte seine neue Arbeitgeber-Firma bald mit einem grossen Chemie-Konzern, der seinerseits bald von einem noch grö-

verschunden.» Er könnte nie vor einer Türe stehen, an der einst sein Name stand. Er war ein Rädchen in einem Getriebe gewesen, das auch ohne ihn weiterläuft, anders, schneller, besser. Oder? Warum hat er sich nie aus diesem Räderwerk gelöst? Unbehagen befällt ihn. Zu spät, es geht weiter. Ohne Kaenzig, ohne ihn. Hat er je einen wirklich sinnvollen Beitrag geleistet?



„Trotzdem frage ich mich, wie es ohne ihn weitergehen soll.“

Illustration: Verena Stucker

sseren verschluckt wurde. Lange schienen Umstieg, Aufstieg für ihn selbstverständlich zu sein. Doch oft muss – was steigt – eines Tages wieder fallen. Reisen und Geschäfts-Aufenthalte für die Firma im In- und Ausland verbrauchten ihn. Aufbau, Fusionierung, Verlagerung, Schliessung. Jetzt ist er krank und was war, scheint ihm unwichtig.

Er sitzt hier und braucht Hilfe zum Atmen. Er kann es kaum erwarten, dass Schmerz und Angst endlich aufhören und er die Augen schliessen kann. Er blickt durchs Fenster in die Weite. Was da in der Natur alles gepflanzt, gesät, geerntet wurde! Hat er selber eigentlich bei all seiner Arbeit, seinem Streben, je eine volle, schöne Ernte geniessen können? Draussen ist das Feld leer, winterlich. Er schüttelt den Kopf und denkt: «Seltsam, all die Firmen, für die ich mich einsetzte, existieren nicht mehr, fusioniert oder sonst

Wie geht es nun ohne ihn in der Familie weiter? Jetzt könnte er doch öfter zuhause sein. Mit seiner Frau die langersehnte Schiffsreise machen, den Sohn richtig anhören und verstehen, mit der Tochter spielen und ihr Geschichten erzählen! Unvorstellbar, woran die Geschäfte Kaenzig bisher gehindert haben! Trotzdem wird er hier fehlen, als Gatte, als Vater, vielleicht auch als Sohn. Denn das Leben dürfte schwieriger werden ohne ihn, finanziell und gefühlsmässig.

Was weiss ich schon über Kaenzig? Trotzdem

frage ich mich, wie es ohne ihn weitergehen soll!

Sylvia Müller (80): «Arbeit erhält jung und lebendig.»



Verkäufer wider Willen

Handys, Bücher, Schokolade – es existiert kaum ein Alltagsgegenstand, den der Kunde auf der Post nicht kaufen kann. Briefe sind längst zum Nebenprodukt geworden. Beat Baumann erlebt diesen Wandel hautnah mit.

..... *Flavia von Gunten*

Post Sigriswil, 17:30 Uhr. Mit einem leisen «Klack» fällt die Tür ins Schloss. Wer jetzt noch ein Paket aufgeben will, kommt zu spät. Der Arbeitstag von Beat Baumann (58) ist mit dem Schliessen des Schalters allerdings noch nicht zu Ende. Fleissig stempelt er Einzahlungsscheine und sortiert Briefe. «Ein wenig Handarbeit ist noch geblieben», bemerkt er nachdenklich. Doch auch diese Arbeit soll in Zukunft eine Maschine übernehmen. «So kann die Post mir 15 Minuten weniger Arbeitszeit verrechnen. An jeder Ecke wird gespart», bedauert Baumann.

Steigende Belastung

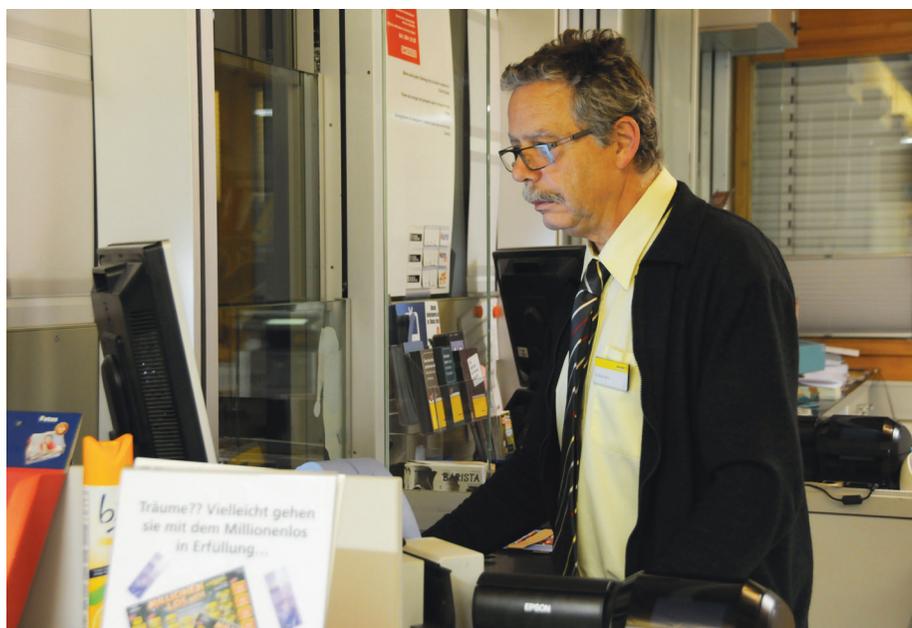
Seit 42 Jahren arbeitet Baumann bei der Post, seit sieben Jahren in der Filiale in Sigriswil. Seine dreijährige Lehre schloss er als diplomierter Postbeamter ab. Mittlerweile existieren für diesen Beruf etliche andere Bezeichnungen. Baumanns Stelle heisst offiziell «Poststellenleiter». Mit der Bezeichnung hat sich auch der Inhalt der Arbeit stark verändert. «Zu meiner Lehrzeit wurden Einzahlungsscheine physisch versendet. Mittlerweile läuft das über den Computer», gibt Baumann ein Beispiel. Dazu kommen die «Nebenprodukte», wie es die Post offiziell nennt. Zu diesen zählt das ganze Sortiment des Postshops. Zum Beispiel Handys, Gutscheine, Bücher oder Büroartikel. Die Post gibt jährlich Forderungen heraus, wie viele Handys und Abos verkauft werden müssen. «Jedes Jahr werden es mehr. Der Druck und die Belastung nehmen zu. Dazu kommt, dass ich mich gar nicht für Handys interessiere. Wie soll ich etwas verkaufen, über das ich gar nicht gut Bescheid weiss?», gibt er zu bedenken.

Junge Unterstützung

«In dieser Beziehung haben es die jungen Arbeitskräfte bedeutend

einfacher. Sie können die Ware dem Kunden besser schmackhaft machen», erklärt Baumann mit seiner tiefen, ruhigen Stimme.

Auf junge Unterstützung kann er



Arbeit wird der Maschine überlassen: Beat Baumann über die Veränderungen vor und hinter dem Postschalter
Bild: Selina Mühlemann

während zwei Wochen pro Monat zählen: Die Hauptpost in Thun schickt ihm zwei Mitarbeitende. Da er die Filiale in Sigriswil alleine betreut, ist er froh, wenn ihm ab und zu jemand unter die Arme greift. «Dank den Aushilfskräften kann ich entspannter auf die einzelnen Kundinnen und Kunden eingehen. Ich kann sie individueller beraten», freut sich der Poststellenleiter. Auch die Kundinnen und Kunden schätzen die jungen Aushilfskräfte. Da die Kundschaft in Sigriswil vorwiegend dem älteren Semester angehört, bringen die jungen Leute neuen Schwung ins Geschäft. Baumann erlebt diese Zusammenarbeit auf eine positive Art, obwohl es da und dort zu Auseinandersetzungen kommt: «Wenn ich bemerke, dass jemand während der Arbeitszeit private Mails schreibt oder im Internet surft, muss ich eingreifen. Langweilig wird es mir dabei mit Sicherheit nicht.» Und fügt lachend hinzu: «Ich will ja schliesslich

nicht nur unter «Gruftis» arbeiten!»

Traumberuf Carchauffeur

Die Veränderung seines Berufes setzt dem in Goldiwil aufgewachsenen Baumann zu. «Ich erlernte einen Dienstleistungsberuf. Heute bin ich Verkäufer. Für mich stimmt das nicht mehr», bedauert Baumann. Er hat vor, sich mit 60 Jahren pensionieren

zu lassen. Auf die faule Haut liegen kommt für ihn aber nicht in Frage: «Ich habe vor drei Jahren die Carprüfung gemacht. Seither fahre ich in meiner Freizeit für ein Carunternehmen. Nach der Pension plane ich, vermehrt für dieses Unternehmen zu arbeiten. Somit würde ich wieder eine Dienstleistung erbringen, indem ich die Leute von A nach B fahre», schwärmt er mit leuchtenden Augen. «Zudem hätte ich mehr Zeit, mich meinem Haus zu widmen. Der Garten ist mir wichtig. Das schönste an der Frühpension wäre aber die Zeit, die ich mit meiner Familie verbringen könnte», erzählt der verheiratete Vater von drei erwachsenen Kindern.

Baumann ist sich sicher: «Ich freue mich auf diesen neuen Lebensabschnitt.»

Einen Kommentar zu diesem Artikel finden Sie online: www.jung-und-alt.ch

Aus dem Concierge-Leben

Ein Scheich wünschte ausschliesslich von einem schwarzen Mercedes kutschiert zu werden. Während seiner Aufenthalte in Genf stand eine Flotte von 100 schwarzen Mercedes' auf Abruf zu seiner Verfügung. Michele Corona hatte all die Autos aus dem Raum Genf, Zürich, Basel, Bern und Lugano organisiert.

Für den Aufenthalt in der Schweiz brachte die Gattin eines Premierministers so viele Kleider mit, dass diese mit drei Lastwagen vom Flughafen zum Hotel transportiert werden mussten. Als Garderobe diente eine im Hotel zusätzlich gemietete Suite, die niemand betreten durfte. Die Besitzerin der schicken Klammotten blieb drei Wochen länger in der Schweiz als ihr hochrangiger Gatte. Nach Hause flog sie mit einem speziellen Jet - einer Boeing, die zu ihrer alleinigen Verfügung stand.

In der beruflichen Laufbahn von Michele Corona fehlt eine Erfahrung mit der Arbeitslosigkeit nicht. Beim Umbau eines Hotels, in dem er gearbeitet hat, übernahmen sich die Besitzer mit den Renovationskosten total. Folglich wurde die ganze Belegschaft entlassen. Zur Sanierung des Falles hat eine neue, vorwiegend weibliche Belegschaft beigetragen, die zu viel niedrigeren Löhnen angestellt wurde.

«Soll ich mit sowas fliegen?» emporsteuerte sich ein Gast, als Michele Corona ihm einen Jet für 11 Personen präsentierte. Die Bestellung galt für zwei Personen. Erst eine DC-9, ein amerikanisches Passagierflugzeug für 90 Passagiere, konnte ihn als Transportmittel für ihn und Begleitung zufriedenstellen..

MICHELE CORONA

Jederzeit bereit, allwissend

Ab seinem 20. Lebensjahr arbeitete er in schweizerischen Luxushotels. Er erzählt uns abstruse Geschichten von einfach Reichen und Dekadenten, nennt aber niemals die Personen dahinter – denn er ist loyal. Auch zwei Jahre nach seiner Pensionierung. Dürfen wir vorstellen? Michele Corona, ehemaliger Concierge.

..... Elias Rüeegsegger

..... Barbara Tschopp

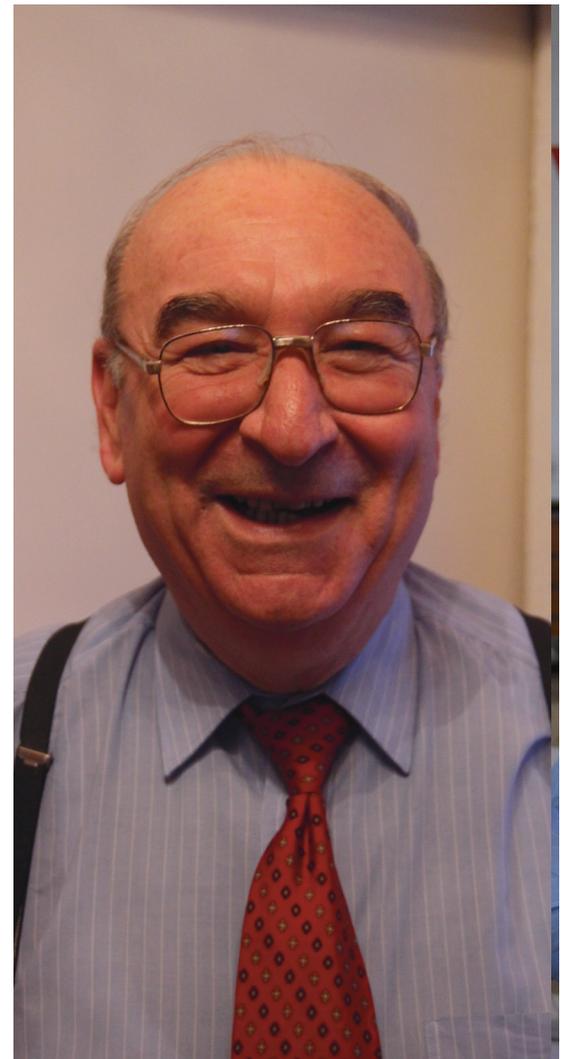
«Unsere Gäste verlassen sich auf uns.» Nicht irgendwelche Gäste: Prinzen aus Arabien, Politiker aus der Schweiz, Professoren, bekannte Ärzte, Bankiers, reiche Russen.

Loyalität

Viele solche Menschen lernte er um ein Uhr nachts kennen, als sie meist zu viel Alkohol intus hatten und nicht mehr salonfähig waren. Klar, dass Michele Corona, ehemaliger Concierge, auflagesteigernde Informationen für den «Blick» gehabt hätte. «Mir wurde Geld geboten.» Natürlich hat er immer abgelehnt. Nur etwas kommt noch vor seiner Loyalität gegenüber dem Gast: die Direktion. Alles hat er für sie rapportiert. Wenn der Gast mit seinen 14 Begleiterinnen in der Suite in der Nacht laut war, berichtete er dies der Direktion, denn «in der Nacht vertrete ich die Direktion». Michele Corona war ein Concierge, alles über alle wissend, jedoch verschwiegen, immer loyal gegenüber dem Gast, schnell und flexibel reagierend.

stets zu Diensten

Er stand ein Leben lang den Reichen und Schönen und den noch Reichen zu Diensten. Der Concierge in einem Hotel erfüllt dem Gast jeden



Michele Corona (70): «Mir wurde für Informationen

Wunsch. Ob der Gast nun ein Privatflugzeug, eine Mercedes-Flotte, Bündnerfleisch mitten in der Nacht oder ein teures Präsent für die nächtliche Besucherin wollte, Michele Co-

MICHELE CORONA

In Sizilien kommt er zur Welt, er wächst mit sieben Geschwistern auf. Die Hotelierschule in Palermo gefällt ihm besser als die Ausbildung zum Agraringenieur, die er auf Druck seiner Eltern begonnen hatte. Neapel ist ihm zu italienisch, in Bern gefällt es ihm aber so richtig. Er arbeitet im Schweizerhof, während sechs Monaten. «Ich habe dann Marlis kennengelernt.»

Deutschland ist seine nächste Stelle. Er bleibt nicht lange: «Meine Freundin ist schwanger», sagte er, das war eine Lüge. Er konnte nicht ohne seine Marlis sein. Im Schweizerhof haben sie ihn gerne wieder genommen. Nach 24



d zu dienen

rona agierte...Denn der Gast bezahlte für das, was er wollte.



Geld geboten.»

Bilder: Elias Rügsegger

Verschwindender Berufsstand?

Michele Corona verfolgt heute, nach seiner Pensionierung die Entwicklung seines Berufsstands. Nicht

erfreut zeigt er sich ob den vielen Frauen, die heute in der Conciergerie arbeiten. Weniger vertrauenswürdig seien die Frauen nämlich für die vorwiegend männlichen zahlenden Gäste, findet der ehemalige Concierge. Es sei für Frauen schwieriger, mit alkoholisierten und aggressiven Männern umzugehen.

Auch aus diesem Grund verlören die Concierges an Bedeutung. «In vielen Hotels gibt es gar keine Schlüssel mehr, ersetzt wurden sie durch Karten.» Die Berührungspunkte zwischen Gast und Concierge werden kleiner. Ein Gast kann sich heute leicht Informationen via Mobiltelefon besorgen, früher ging er dafür zum Concierge. Was für viele Entwicklung und Unabhängigkeit bedeutet, stimmt Michele Corona melancholisch. «Die Stelle meines Bruders, der auch Concierge ist, wird nach seiner Pensionierung nicht wiederbesetzt.»

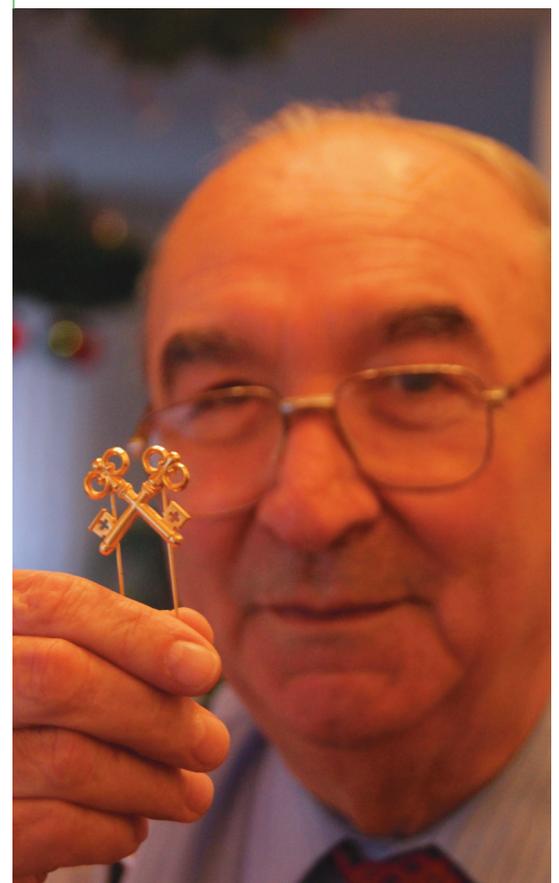
Die Vereinigung «Les Clefs d'Or», der Michele Corona angehört, ist eine auserlesene Gesellschaft von vorwiegend männlichen Concierges, die den Berufsstand verteidigen möchte. Auch ist «Les Clefs d'Or» ein wichtiges Netzwerk für den Concierge, dadurch ist er mit vielen anderen Concierges in Hotels um den Globus verbunden.

Was wäre, wenn unser Concierge auf der anderen Seite des Tresens gestanden hätte, selber mächtig gewesen wäre? Er hätte etwas für tiefere Krankenkassenprämien unternommen; vor allem wäre er dafür gewesen, dass die Reichen nicht immer reicher würden, sagt er. www.lesclefsdor.ch

Eine Vitrine mit Bijouterie im Wert von etwa 300'000 Franken schmückte die Eingangshalle des Hotels. Ein von der Schönheit der Juwelen und seiner Begleiterin entzückter Gast liess sich den Schmuck mitten in der Nacht aushändigen.

Mit 20'000 Franken in der Tasche flog unser Concierge im Privatjet nach Venedig, wohin sein Hotelgast eine Exkursion machte und plötzlich einen Bargeldmangel feststellte. Nach der Lieferung des gewünschten Betrags lunchten die beiden Herren zusammen, dann jettete der Bote zurück in die Schweiz.

Ein ausländischer Gast wollte mitten in der Nacht auf seinem Zimmer Bündnerfleisch essen. Der Concierge brachte ihm die Bestellung auf sein Zimmer. Der Gast wollte das Fleisch vom Teppich essen. Michele Corona platzierte das Fleisch also auf dem Teppich. Den Teppich, der Spuren des nächtlichen Mahls aufwies, musste der Gast bezahlen...



Jahren wechselt er nach Basel, später ins «Le Richemont» nach Genf, da gefällt es ihm besonders. Nur immer zu pendeln zwischen Belp und Genf, das ist der Nachteil.

Kurz ist er in Vevey, in Zürich bekommt er seine letzte Stelle im Hotel «Savoy Baur en Ville». «Ich wurde mit 61 engagiert.»

Dass keine Telefone mehr läuten, ist für Michele Corona zuerst noch schwierig. Seine Pensionierung bringt ein anderes Leben mit sich. Endlich Zeit für die Familie, für die Grosskinder. «Alle können kochen in meiner Familie, ausser mir.» «Nicht einmal Wasser kann er kochen», sagt Marlis, seine Frau. «Kochen lernen? Dafür ist es zu spät.»



Helfen als Lebensaufgabe

Wir besuchen Doktor Fadil Azemi, er hat eine Allgemeinpraxis in Thun und spricht mit uns über seine Lebensphilosophie und seinen Alltag als praktischer Arzt. Der gebürtige Albaner im Gespräch über die Arbeit.

..... Karin Mulder

..... Livia Thurian

In der modernen Praxis an der Frutigenstrasse gibt es unerwartet noch Patienten zu behandeln, so werden wir von der Frau des Arztes, Frau Taibe, freundlich empfangen. Wir stellen ihr die Frage: «Was bedeutet Arbeit für Sie?» Ohne Zögern kommt die Antwort: «Arbeit ist alles!» Danach hat ihr Mann Zeit für uns.

Es gibt kaum eine andere so multikulturelle Arztpraxis wie diese. Der gebürtige Albaner Fadil Azemi behandelt hier Leute aller Nationalitäten. Doktor Azemi sagt: «Bei jedem Patienten versuche ich nicht nur die Krankheit, sondern auch Gesundes zu sehen und zu fördern. Bei den

vielen verschiedenen Nationalitäten meiner Patienten sind sowohl die Krankheitsbilder, wie auch die Problemlösungen sehr unterschiedlich.» Das geht von sozialen bis zu schweren körperlichen Problemen. Manche Patienten kommen spontan, also unangemeldet. Trotz einer vollen Agenda findet Fadil Azemi immer Zeit für seine Patienten.

Intensiver Tagesablauf

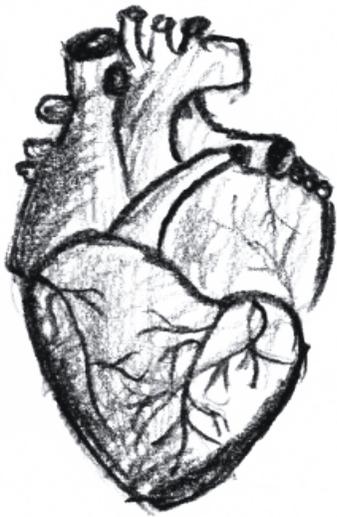
«Wie sieht der Tagesablauf eines Arztes aus?», fragen wir ihn. Herr Azemi: «Ich stehe oft um halb fünf am Morgen auf. Um halb acht bin ich in der Praxis und behandle Patienten, lese Dossiers, schreibe Berichte. Morgens arbeite ich in der Praxis, nachmittags in Bern.» Am Nachmittag

machen er und seine Frau Taibe zusätzlich Hausbesuche. So kommen sie meist erst spät nach Hause.

«Meine Philosophie als Arzt: Ich gebe grundsätzlich selbst keine Medikamente ab, nur Rezepte. Zudem gebe ich Medikamente an betagte Menschen sparsam. Ältere Leute benötigen besondere Aufmerksamkeit. Gute Beratung und ein Ohr für ihre Anliegen sind manchmal die bessere Medizin als Medikamente.»

«Was bedeutet Arbeit für Sie, Herr Azemi?», wollen wir wissen. «Arbeit ist Gesundheit, Zufriedenheit, aber auch Trauer.» Trauer verspürt er beispielsweise, wenn er einen Krebskranken betreut. Es gibt ihm Zufriedenheit, den Menschen zu helfen. Dies sei ihm wichtiger als Geld.

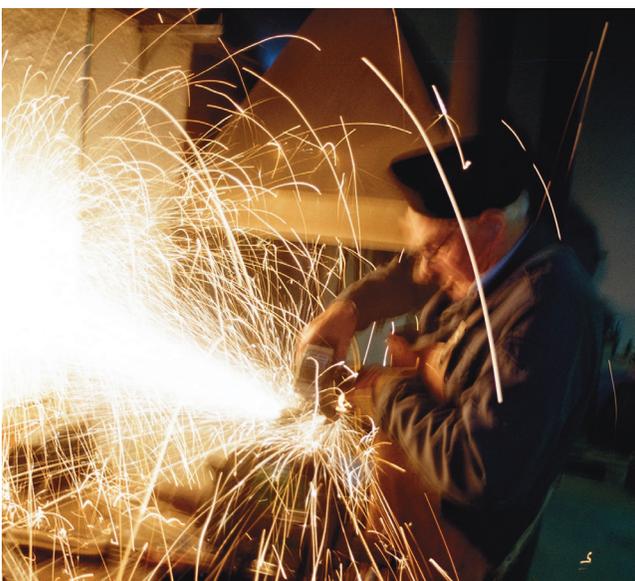
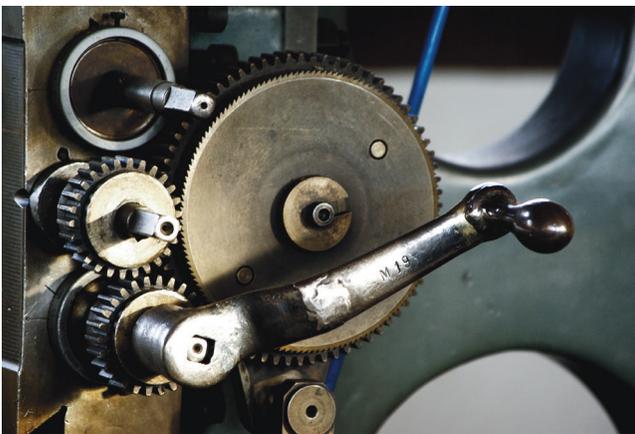
Fadil Azemi sieht auf mehr als 20 Jahre Arbeit in der Schweiz zurück. Heute muss ein Arzt sehr viel mehr Büroarbeit machen, welche sehr zeitraubend ist. Am wichtigsten ist ihm die Zeit aber für seine Patienten.



..... Karin Mulder (73)

«Man sollte immer mit Freude seine Arbeit tun können.»





Fabrik
 Wie in alten Zeiten Metallwaren, Seile und Schuhe entstanden. www.saagi.ch
 Bild unten rechts: Walter Däppen
 Fotoessay von Valerie Stoll





Einsteigen bitte!

Viele Jahre
in der Schule
immer sollen
was sie wollen
lernen büffeln
was sie prüfen.
Plötzlich ei:
alles neu!
Nun steh ich hier
wer steht zu mir?
Man führt mich ein.
Doch dann allein!
Wer bin ich nun?
Der Kunde will
was ich nicht soll.
Der Chef verlangt
das ist ja toll
so viel Chemie
das geht doch nie
nach Theorie
die ich gelernt
potz Sackerment!
Dann schaff' ich's doch
weil ich maloch
bis alles stimmt.

Doch ganz bestimmt
am nächsten Tag
kommt neue Plag.
Praxisschock -
Rap und Rock!
Wo ist die Lust?
Wo ist der Sinn?
Da ist viel Frust!
Ich schmeisse hin
auf der Stelle
und ich stemple.
Ich verreise
das ist weise.
Arbeit hier
Singen dort
helfen mir
über Ort
ohne Geld
um die Welt.
Ich lerne viel
über mich
denke viel
auch an Dich!
Neues wagen
ist gescheiter

Jürg Krebs (67): «Arbeit gibt Schein-Identität. Wer bist du wirklich?»

bringt mich weiter
ich bleib' heiter.
Übers Jahr
ist mir klar
was ich will.
Dieses Ziel
setz' ich um:
ich hab' Mumm!

G
Ä
N
G
E

Abenteuer Beruf

Sowohl den Berufseinstieg als auch die Zeit nach dem Ausstieg erlebte ich als abenteuerlich. Das geht auch anders so, denn wir müssen in diesen Lebensphasen viel Unbekanntes bewältigen. Die folgenden Verse geben einen kurzen Einblick. Sie möchten ermutigen und erheitern.

Jürg F. Krebs



Ü B E R

Aussteigen bitte!

Viele Jahre
lernen - chrampfen
immer sollen
was sie wollen
für das Geld
dieser Welt.
Plötzlich frei:
schrecklich neu.
Was will ich hier?
Wer steht zu mir?
Was soll ich tun?
Wer bin ich nun?
Wie fang' ich's an
so ohne Plan?
Halt' ich das aus
allein zu Haus?

Wer gibt mir Sinn?
Die Engelsstimm'?
Wohl kaum - oh nein
nur ich allein!
Das ist der Frust
das ist die Chance
das ist die Lust
ich fall in Trance!
Ich lerne wieder
wie als Schüler
setze Ziele

nicht zu viele
suche Partner
achte aber
dass mich keiner
mehr bestimmt
keine meine
Freude nimmt.
Mit den Freunden
bergauf wandern
lieber scherzen
als die Schmerzen
zu beklagen.
Neues wagen
ist gescheiter
und macht heiter.
Geht's zu Ende:
neue Wende
Abenteuer
ungeheuer?

Ich vertraue
in das Ganze
und geh' hin
zu neuem Sinn.